Karl Stieler

Gesammelte Werke

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834S855
I1907
v.2





Karl Stieler

Gesammelte Werke

II.

Deckenzeichnung
von Curt Liebich.

Karl Stieler

Gesammelte Werke.



Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz Erben in Stuttgart.

8345855
I1907
v.2

Karl Stieler

Gesammelte Dichtungen

(hochdeutsch).



182987




Karl
Stieler
Gesammelte
Dichtungen
(hochdeutsch)
STUTTGART.
Adolf Bonz & Comp.
C. LIEBICH



Gesammelte Dichtungen

(hochdeutsch)

von

Karl Stieler

Mit einem Titelbild von C. Liebich

und

einer biographischen Einleitung

von

A. Dreyer.



Stuttgart

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Hochlandslieder.

Posthuma.

Landsknechtlieder.

Waldkind.

Wanderstunden.

Stimmen der Zeit.

Eiland.

Ein Sang von Chiemsee.

Stille Einkehr.

Frau Minne.

Neue Hochlands-Lieder.

Wanderzeit.

Auszug.

Im Grünen.

Liebeszauber.

Nachtgesänge.

Dies irae.

Lieder im Volkston.

Ein Winter-Idyll.



Karl Stieler.

Eine biographische Einleitung

von

A. Dreyer.





Einleitung.

Karl Stieler! Die von stolzer Majestät und zarter Anmut umflossene Pracht des bayerischen Hochlands taucht bei diesem Dichternamen vor unsern Blicken auf. Eingebettet zwischen kühnen Bergesriesen und sanften wald- und wiesengrünen Hängen, umrahmt von schmucken Örtchen, die den eiligen Wanderer freundlich zum Verweilen einladen, grüßt uns heimlich der silberglänzende Spiegel des holden Tegernsees: die zweite Heimat unseres lebens- und schaffensfreudigen Poeten, der nicht müde ward, die Reize dieses lieblichen Erdenwinkels, die er schon als Kind und später als Jüngling und Mann mit schönheitsdurstiger Seele eingesogen hatte, in leuchtenden Farben zu malen. Und helles Jauchzen erklingt dazwischen von den stämmigen, kraftstrotzenden Burschen und den blondgezopften, schelmischen Dirndeln des Alpenvorlands, den Gestalten, die uns aus des bergfrohen Sängers naturechten Dialektgedichten lieb und vertraut geworden sind.

Ja, wer sich an seinen mit frischkeckem Pinsel hingeworfenen Genrebildern des oberbayerischen „Dörperlebens", an seinen goldklaren, von würziger Heimatluft durchwehten Hochlandsliedern und an seinen voll überquellender Begeisterung durchfluteten Schilderungen der bayerischen Alpen erbaut und ergötzt hat, der hat einen tiefen Blick in die Seele des Dichters getan, der wie kaum ein zweiter seinen Heimatgau und seine Heimatgenossen liebte und pries.

Fest wurzelt er in seinem Heimatboden und aus der tannengrünen Einsamkeit des Hochwalds rauscht sein Lied hervor, voll jugendlich-ungestümer Kraft gleich dem Bergquell, der sich froh ins Tal hinabstürzt.

Alles an seiner Dichtung ist herzerfreuend echt und naturwahr und dabei künstlerisch meist völlig ausgereift. M. G. Conrad nennt den liederreichen Hochlandsfänger „ein Stück Volkstum, ein Stück Bergwelt, ein lebendiges Poem".

Freilich währte sein Leben und Schaffen nicht zu lange; es war ein kurzes, aber sieghaftes Aufsteigen eines seinem Glücksstern und seiner Kraft vertrauenden Genius zu immer höhern Sphären des Ruhms.

Die Bitterkeit des Kampfes ums Dasein, in welchem so viele treffliche Geister ihre besten Kräfte verzehren und manchmal zuletzt ganz Schiffbruch leiden, lernte Stieler ebensowenig kennen wie sein Vorgänger auf dem Gebiete der altbayerischen Dialektdichtung, Franz von Kobell.

Als Sohn des geistvollen bayerischen Hofmalers Joseph Stieler, des berühmtesten Porträtmalers seiner Zeit, der durch seine Fürstenbildnisse, durch seine Bilder Goethes und Beethovens sowie durch die „Galerie weiblicher Schönheiten" Münchens der Liebling der Potentaten wie der Geistesaristokraten war, erblickte Karl Stieler am 15. Dezember 1842 in München das Licht der Welt.

In schwärmerischer Verehrung sah er zu seinem Vater auf und schon der bloße Gedanke beglückte ihn, daß er aus Künstlerblut entsprossen sei. Freilich kann er sich nicht verhehlen, daß auf ihn — was seine Veranlagung zur bildenden Kunst betrifft — nur „ein Funke von dem lichten Strahle der Himmelsgabe" des Vaters übergegangen sei. Des Sohnes dichterische Entfaltung erlebte der Vater nicht mehr. Als blutjunges Studentlein wurde Karl Stieler von München nach Tegernsee heim zum sterbenden Vater gerufen; doch traf er ihn nicht mehr lebend an.

Der feinsinnigen und feingebildeten Mutter oblag nun die Sorge für die Ausbildung ihrer drei unmündigen Söhne sowie zum Teil auch noch für die ältern Kinder Joseph Stielers aus dessen erster Ehe. Mit seinen jüngern Brüdern Eugen und Guido, von denen der erstere als Kunstmaler, der letztere als Arzt einen bedeutenden Ruf genießt, wuchs der blauäugige „Stielerkarl" heran und mit ihnen tummelte er sich gern unter den Tegernseer Dorfkindern herum und lernte auf diese Weise spielend den Dialekt des bayerischen Alpenvolkes, den er später so meisterlich handhabte. Ein inniges Band verknüpfte ihn auch mit seiner 7 Jahre älteren Stiefschwester Ottilie (Frau Kleinschrod, als Schriftstellerin Malybrok-Stieler), die sich später als feinfühlige und formgewandte Übersetzerin böhmischer Volks- und Kunstpoesien auszeichnete.

Nächst seiner Mutter blieb sie seine Vertraute auch noch in den Jünglings- und Mannesjahren. Zartere und innigere Kindesliebe blühte wohl kaum in dem Herzen eines Dichters als in Karl Stielers Gemüt und diese Liebe begleitete ihn als Talisman sein Leben lang. „Jeder Tag," schrieb er der Mutter von Tegernsee aus (30. Mai 1866), „zieht das Band fester zusammen, das mich an Dich kettet. Jetzt, wo ich erwachsen bin, kommt das volle Bewußtsein über mich, was Du mir bist und was ungeahnt von Deinem Wesen sich auf mich vererbt hat." Und noch vier Jahre vor seinem Tode gesteht er ihr, daß die Dankbarkeit ihr gegenüber seine „Religion" sei. „Du weißt nicht," setzt er hinzu, „wie ich an Dir hänge, was Dein Dasein für das meinige bedeutet."

25 Briefe Stielers an seine Mutter sind uns erhalten, die zärtlichen Ergüsse eines kindlich-heitern und liebenswürdigen Gemütes. 15 davon veröffentlichte Karl von Heigel, die übrigen sind in meiner Stieler-Biographie (Stuttgart 1905, A. Bonz) abgedruckt.

Die Sommermonate verlebte Karl in Tegernsee, wo sein

Vater gegenüber der lieblichen Ortschaft Egern ein Häuschen besaß, das später das Eigentum des Dichters wurde. Hier träumte er den schönen Traum der Kindheit; hier „bot die Muse ihm den ersten Kuß“ und als gereifter Mann flüchtete er gern noch in dieses „alte, holde Nest“; hier dichtete er auch seinen Schwanensang, sein unvergleichliches „Winteridyll“, eine der besten Autobiographien in Versen, die uns je ein Dichter hinterließ.

Den Winter verbrachte der Hofmaler Joseph Stieler mit seiner Familie in München und sein gastliches Haus war eines der Mittelpunkte der geistigen Elite des damaligen Münchens.

Karl Stielers Werdegang fällt mit dem Aufschwung der bayerischen Hauptstadt in künstlerischer und literarischer Hinsicht zusammen. Unter König Ludwig I., der — um des Dichters Worte selbst zu gebrauchen — „das nüchterne Bayern mit dem Aufschwung künstlerischer Ideale erfüllte“, ward München zur ersten Kunststadt Deutschlands und unter König Max II. folgte eine Glanzperiode der Wissenschaften und der Literatur.

Der „Bildungspartikularismus“, der Bayern noch von den übrigen deutschen Staaten trennte, ward nun gebrochen und seit der Berufung ausgezeichneter auswärtiger Gelehrter und Dichter durchflutete ein Strom hohen geistigen Lebens befruchtend die bayerische Hauptstadt. Dazu gesellte sich noch in den Anfängen der Regierung Ludwigs II. die intensive Pflege der Musik und der dramatischen Kunst, die unser Dichter ebenfalls noch erlebte.

Günstigere Faktoren für die Entwicklung eines für Kunst und Wissenschaft empfänglichen Gemütes konnten sich wohl kaum mehr bieten.

Von 1853—1861 besuchte Karl Stieler das von dem Benediktinerpater Gregor Höfer geleitete Ludwigsgymnasium. Unter seinen Mitschülern befanden sich u. a. die spätern Historiker Karl Theodor von Heigel und Siegmund von Riezler. Außer mit diesen war er mit den Brüdern Karl und Max Haushofer

sowie mit den Künstlern Hermann Kaulbach, Bamberger, Julius Lange u. a. aufs engste befreundet und dieser Freundschaftsbund überdauerte auch die Knaben- und Jünglingsjahre.

Gleich Franz Pocci zog ihn geheime Herzensneigung mächtig zur Malerei und schweren Herzens nur entschloß er sich die heitere Kunst mit der trockenen Juristerei zu vertauschen. Einige beachtenswerte Aquarelle (Landschaften) im Besitz seines Freundes Hermann Kaulbach lassen seine künstlerische Befähigung wohl erkennen.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien „birschte" er (wie er selbst erzählt) ein paar Monate nach Malerart in den heimatlichen Bergen umher und lauschte dem volkstümlichen Leben „reizende kleine Züge ab, die man nicht auf der Landstraße findet". Diese Beschäftigung wurde für seine spätere Dialektpoesie sehr fruchtbringend; denn mit dem Auge des Malers schaute er Land und Leute, und was sein Pinsel nicht vermochte, das gelang nun desto besser seiner Feder, die plastische, farbenprächtige Schilderung seines Heimatgaues und dessen Bewohner; er ward — nach Ernst Ziels richtigem Urteil — „der dichterische Porträtmaler und lyrische Psychologe des Bauernvolkes".

Seine ersten dichterischen Versuche, noch ziemlich ungelenk in der Form, las der junge Stieler seinen Freunden in den schöngeistigen Münchener Vereinen „Athene" und „Argo" vor; doch mehr Beifall als diese fanden die Erstlinge seiner mundartlichen Poesie, denen sich auch die Spalten der „Fliegenden Blätter" öffneten.

Durch Heyse wurde er in die Münchener Dichterrunde „Das Krokodil" eingeführt, der außer den von König Max II. berufenen Dichtern (Geibel, Heyse, Bodenstedt, Schack, Dingelstedt und Carriere) auch eine Reihe einheimischer Talente angehörte.

Vom Wintersemester 1861/62 bis zum Sommersemester 1865 hörte Stieler an der Münchener Universität philosophische und

juristische Vorlesungen. Unter den Professoren der juristischen Fakultät gewannen der berühmte Pandektist Windscheid und der Staatsrechtslehrer Bluntschli besondern Einfluß auf ihn; von den Historikern dagegen schätzte er Giesebrecht außerordentlich hoch nnd dessen glühende Vaterlandsliebe strömte auch auf ihn über. Professor Sepp interessierte ihn als ein Stück lebendiger Tradition auf dem Gebiete des oberbayerischen Volkslebens und seiner Kulturerscheinungen.

Das Verständnis der Volksseele ging ihm erst durch den Kulturhistoriker Wilhelm von Riehl auf und die Forderung desselben: „Die bäuerlichen Zustände studieren heißt Geschichte studieren, die Sitte des Bauern ist ein lebendiges Archiv, eine Quellensammlung von unschätzbarem Wert" übertrug er auf sein geliebtes bayerisches Hochland und betonte bei jeder Gelegenheit „die kulturgeschichtliche Überlegenheit" desselben. Weit höher als den Germanisten Konrad Hofmann schätzte er Schmeller, der ihm als vielbewunderte Autorität für alle Fragen des bayerischen Dialekts galt. Von ihm sagt er mit Recht, daß kein anderer Sprachzweig der Welt „eine so mustergültige, so erschöpfende Darstellung in grammatikalischer und lexikalischer Beziehung gefunden hat, wie sie die bayerische Mundart durch ihn gewann".

Am Kriege 1866 beteiligte er sich als „Leutnant auf Kriegsdauer" im 5. Feldbataillon des 8. Inf.-Reg. und konnte hier an seiner Truppe, die aus 86 „Waldlern" bestand, das Verhalten des Landvolkes in der Uniform aus eigener Anschauung beobachten.

Unmittelbar nach dem Kriege trat er als Rechtspraktikant beim Bezirksgerichte in Traunstein ein und wenige Monate später setzte er seine Praxis in Tegernsee fort. Eine Reihe köstlicher Typen schaut er hier, die später in seinen lebensfrischen Dialektgedichten wiederkehren: den derben Landrichter alten Schlages mit seinem summarischen Gerichtsverfahren, den

beschränkten Gerichtsboten, den die „Heiratssach' druckt", den vierschrötigen Bauern, der aufs Landgericht „einitappt", den „scharfen" Zeugen, den dummpfiffigen Gensdarm u. a.

1869 ging er an die Universität Heidelberg und hörte dort mit großem Interesse die Vorlesungen des ausgezeichneten Historikers Gervinus. In Heidelberg holte er sich auch den Doktorhut.

Noch schwankte er, ob er sich der anwaltschaftlichen Praxis oder der Hochschulkarriere zuwenden sollte, da bewog ihn der Archivdirektor Franz von Löher zum Eintritt ins Reichsarchiv, wo er nach kurzer Praktikantenzeit zum Sekretär und später zum Assessor vorrückte.

1871 vermählte er sich mit Mary Bischoff aus Nürnberg. Die Geschichte seines Liebes- und Eheglückes erzählt er uns in anmutig-inniger Weise in seinem „Winteridyll". Und seiner holden Frau zollt er das stolze Lob, daß sie nur ein Glück kenne, ihn zu beglücken.

Drei Kinder entsproßten seiner Ehe, „ein goldenes Kleeblatt". Etwas wie prophetische Ahnung klingt aus den Worten, die er an seine zweite Tochter Dorothea richtete:

„Du bist mein Ebenbild, nicht nur mein Kind."

Auf sie ging ja ein köstliches Erbteil über: eine reiche poetische Begabung. In ihren oberbayerischen Gedichten „Nussen" mahnt die plastische Gestaltungskraft und die verblüffende Vertrautheit mit dem Dialekte ebenso an ihren Vater wie in ihren hochdeutschen Dichtungen die Tiefe des Naturgefühls und die Zartheit der Form.

Obwohl Karl Stieler mit allen Fasern seines Herzens an der altbayerischen Heimat hing, so drängte es ihn doch zur rechten Zeit hinaus in die Ferne, namentlich in jungen Jahren. Die „Wanderlust" lag ihm im Blute und wie Walther von der Vogelweide konnte er von sich sagen:

„Lande viel hab' ich gesehen."

Norddeutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien

und die Schweiz waren die Ziele seiner Fahrten. In der Sturm- und Drangperiode der Jugend hatte ihn das „Wanderfieber" so heftig ergriffen, daß es ihm — wie er in den „Reisebildern aus vergangener Zeit" gesteht — „ganz wehe ward", da er „plötzlich wieder auf deutschem Boden stand und mit einmal wieder so vernünftig war, wie es sich in diesem Lande ziemt". In den „Hochlandsliedern" rät er jedoch nicht allein dem goldhaarigen Försterkinde, sondern allen Heimatgenossen, in den Bergen zu bleiben, denn „weit ist weh".

Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es ihn immer wieder zur Heimat zurück und nun durchstreift er diese, doch nicht aus bloßem Wandertriebe, sondern um Land und Leute gründlich kennen zu lernen. In seinen letzten Lebensjahren zog er als Apostel des bayerischen Volkstums nach Norden und seine geistvollen Vorträge gewannen dem bayerischen Hochlande und dem beredten Herold seiner Pracht viele Freunde.

Allein an Freunden fehlte es ihm auch in der Heimat wahrlich nicht.

Und daß so viele warmfühlende Herzen an ihm hingen, das verdankte er nicht nur seiner poetischen Kunst, sondern auch dem Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. Wie den meisten seiner Stammesbrüder ist auch ihm ein weltfreudiger Optimismus eigen, der selbst im dichtesten Nebelgrau noch ein Stückchen heiteres Himmelsblau erspäht. Melancholisches Grübeln ist nicht seine Art, und wenn ihn je einmal bitterer Unmut erfaßt, so flüchtet er sich in die Bergwelt und hier zerfließt sein Leid wie Märzenschnee in der Sonne.

Stieler ist eine jener glücklichen Naturen, welche den kindlichen Frohmut bis in ihr höchstes Alter bewahren. Seiner Mutter schrieb er noch 1881: „Es lebt überhaupt noch unendlich mehr Kindheit in mir, als ihr alle wißt." Und ein andermal bekennt er ihr: „Dir gegenüber bleibe ich ja mein Leben lang ein Kind, das ist die schönste Errungenschaft Deiner Er-

ziehung, wie es ja auch zum schönsten Glück meines Lebens gehört." Er bedauert die Menschen, die in gar keinem Stücke mehr Kinder sind, und nach seiner Meinung bleibt jeder Mensch Kind „in einigen Dingen". Auch er rechnet sich dazu und will nicht unzufrieden sein, daß es so ist.

Immer fühlt er ein Bedürfnis und Verlangen nach Menschen, die er lieb hat, und das ist ihm eigentlich „der Boden aller Moral". An den Seinen und an den Freunden hing er mit rührender Treue und mit rückhaltsloser Offenheit erschloß er ihnen sein Inneres, an dem kein Falsch war. Diese aber wußten seine vornehme Natur, seinen lauteren, sittlich gefestigten Charakter wohl zu schätzen.

Was er will und erstrebt, das bekundet er in einem Briefe an seine Mutter 1870: „Die Griechen hatten für den Begriff der menschlichen Vollendung ein Wort, das aus gut und schön zusammengesetzt war, und dieser Vereinigung will ich nachstreben." Sich selbst aber ruft er zu:

„Du hast so viel von allem Guten,
O werde gut!"

Trotz seiner hohen poetischen Begabung ist er von einer fast übergroßen Bescheidenheit erfüllt, die neidlos die geistige Überlegenheit anderer anerkennt. Gegenüber dem Altmeister der bayerischen Dialektpoesie will er nur als „Geselle" gelten und im Gegensatz zu diesem konnte er eine — wenn auch unzutreffende — Kritik wohl ertragen. Als Berthold Auerbach sich mit Unrecht abfällig über seine oberbayerische Dialektpoesie äußerte, die Geibel, Heyse, Scheffel, Dahn und andere bedeutende Dichter freudig aufnahmen, schrieb er dem von ihm hochverehrten Schwarzwalderzähler: „Ich war überrascht durch Ihr Urteil, aber nicht verletzt und empfindlich; denn jeder hat doch das unveräußerliche Recht seiner Meinung und man soll ihm dankbar sein, wenn er dieselbe offen ausspricht, statt sie zu vertuschen oder abzuschwächen."

Gleich den von ihm vielbesungenen Älplern ist er ein Urbild germanischer Kraft und „die sakrische Schneid" läßt auch ihm keine Ruhe. Aus dieser schier ungebärdigen Lebenslust quillt ein sieghafter, lebfrischer Humor, eine mitunter recht ausgelassene Fröhlichkeit, die auch den anheimelt, der diesen Grundzug des süddeutschen Volkscharakters nicht kennt.

Seine tiefgründige Heimatsliebe artete nie in einseitigen Partikularismus aus, der sich um das Wohl und Wehe des gesamten Vaterlandes nicht kümmert. Dies beweist schon sein Ausspruch:

„Guat deutsch is nur der, der auf d'Hoamet was halt!"

Als Bayer ist er stolz darauf, daß sein Heimatland eine „Fülle originaler Kraft dem geeinigten deutschen Vaterlande zur Mitgift brachte in dem Kernvolk der Berge".

Während des Krieges 1870/71 begleitete er einen Zug mit Lebensmitteln nach Straßburg und ward Augenzeuge von der Übergabe dieser Stadt an die Deutschen. Ihn freut es außerordentlich, daß Deutschland „mit dem Herzen die große Tat der Befreiung" vollbrachte.

Der „kerndeutsche Mann" ist voll Jubel über den Sieg der deutschen Waffen und mahnt nach dem Kriege unablässig zu treuem, unentwegtem Zusammenstehen. Wohl übersieht er die „Schatten und Irrtümer" des neuen Reiches nicht; aber „d'Hauptsach is doch," meint er treuherzig, „daß ma beinander san."

Dem greisen Kaiser Wilhelm zollte er ebenso große Verehrung wie dem Begründer des deutschen Reichs und eine Huldigungsadresse seines lieben Tegernseer Gaus in der originellen Mundart desselben zum 70. Geburtstage des Fürsten Bismarck ist das letzte, was uns seine Muse bescherte.

Karl Stieler fehlte es weder an bedeutenden Vorbildern, an denen sich seine Kunst schulen konnte, noch an Anregungen sowohl für seine Dialektpoesie wie für seine hochdeutsche Muse und seine Prosa.

Schon im Elternhause, in den Kindesjahren, sog er die Liebe zur bildenden Kunst ein und lernte Land und Leute mit dem Auge des Künstlers betrachten. Das geläuterte, feine Kunstgefühl, das an seiner Poesie gerühmt wird, eignete er sich schon frühzeitig an und durch den Verkehr mit dem Volke ward und blieb seiner Muse ein köstlicher Hauch bergfrischer Naivität und Ursprünglichkeit, die sie uns so lieb und vertraut macht.

Mit einer Reihe von Künstlern und Schriftstellern stand er zeitlebens in freundschaftlichem Verkehr, namentlich mit den Mitgliedern des „Krokodils" und der „Zwanglosen", einer Gesellschaft, die einen erlesenen Kreis von hervorragenden, in München lebenden Dichtern, Gelehrten und Künstlern umschloß.

Riehls Begeisterung für das Volk ging auch auf ihn über und es gewährt ihm hohe Befriedigung, daß Goethe dem Volkstum am nächsten stand und „gleichsam unwandelbar die Hand am Pulse dieses Volkslebens hält".

Die Vorliebe für Uhland und Heine stammt schon aus seinen Knabenjahren; denn diese beiden waren die Lieblingsdichter seiner Eltern. Der „Vater des deutschen Feuilletons" mit seiner blendenden, geistvollen Causerie und seinem kaustischen Witz wurde zunächst auch vorbildlich für Stielers Prosa und Heines scharfpointierte Art übertrug der Hochlandsdichter in glücklicher Weise auf die altbayerische Dialektpoesie, doch ohne den ätzenden Spott des großen Satirikers.

Für die mundartlichen Gedichte gab ihm Franz von Kobell, dessen „G'schicht'n" er schon als Knabe eifrig las, den Ton an, und was er an dem Klassiker der altbayerischen Dialektdichtung pries, das besaß auch er: einerseits das feine Naturgefühl, das stets den poetischen Kern der Dinge trifft, andererseits das klare und reife Verständnis, das alles ausschied, was sich künstlerisch nicht ausprägen ließ.

Daneben schulte er sich auch an Fritz Reuter und mit diesem teilt er die plastische Gestaltungskraft, die seinen knappen

Genrebildern aus dem oberbayerischen Volksleben eigenartigen, ich möchte sagen, beinahe prickelnden Reiz verleiht.

Mit schwärmerischer Bewunderung blickte er zu Berthold Auerbach empor, dem er u. a. gesteht: „All mein Dichten und Trachten war Jahre lang in Ihre Schöpfungen vertieft mit jener stürmischen Ausschließlichkeit, die das Vorrecht und das Glück der ersten Jugend ist. Ich habe eigentlich niemals kritisch den unermeßlichen Eindruck, den ich Ihnen verdanke, mir klar gemacht."

Und der „Sinn fürs Detail, die Pietät fürs Kleine", die ihn an dessen Geschichten entzücken, spiegelt sich auch in Stielers mundartlichen Dichtungen wieder, jenes Bestreben, aus einzelnen farbigen Mosaiksteinen ein lebensfrisches Gemälde eines ganzen Volksstammes zusammenzusetzen; doch ist Stieler gottlob viel derber und naturtreuer als der süßlich-sentimentale, philosophierende Auerbach. Kein Wunder daher, daß diesem für Stielers gesunde Ursprünglichkeit das rechte Verständnis fehlte!

Eine ihm völlig kongeniale Natur ist Joseph Viktor von Scheffel. Beiden wird „das wissenschaftlich Ergründete zum dichterisch Geschauten" und der goldige, mitunter etwas burschikose Humor des sangeslustigen Schwaben leuchtet auch aus Stielers mundartlichen Dichtungen hervor. Die zwei ersten Blüten von Stielers hochdeutscher Lyrik sind zum Teil noch von Scheffel abhängig und dessen Streben, die nebelgrauen Gestalten der Vorzeit in die sonnenfrohe Gegenwart zu rücken, sie zu modernisieren, tritt auch bei Stieler unverkennbar zu Tage.

Die Formstrenge des Münchener Dichterkreises blieb nicht ohne Einfluß auf Stieler, und wer die nur handschriftlich erhaltenen Erstlinge seiner hochdeutschen Muse (abgedruckt in Heigels Stieler-Biographie) mit seinen spätern Gaben auf diesem Gebiete vergleicht, kann sich nicht verhehlen, daß namentlich der „Platenide" Geibel neben Heyse, „dem großen Weisen

im Herzensreich", mit dem Stieler ebenso wie mit Dahn innige freundschaftliche Verbindung unterhielt, seine Lehrer in der Korrektheit der Form wurden.

In Heyse fand er einen außerordentlich warmen Förderer seiner hochdeutschen und seiner Dialektpoesie. Jener bezeichnete ihn nach dem Erscheinen seines „Habt's a Schneid" ausdrücklich als „Erben und Rechtsnachfolger" Kobells.

Auch zu Friedrich Bodenstedt, Hermann von Schmid und Ludwig Steub bestanden herzliche Beziehungen.

In dem Hause der Witwe des bei Solferino gefallenen Majors Heinrich von Kleinschrod in München lernte Karl Stieler — wie mir Frau Ottilie Kleinschrod mitteilte — einige be- berühmte Persönlichkeiten kennen, so Hermann Lingg, Martin Greif, den Philosophen Johannes Huber, Moritz Wagner, den Weltumsegler Scherzer, Ferdinand Gregorovius und die Professoren Zittel und Ratzel. Die erste Ausgabe von Linggs Gedichten trug er fast beständig in der Tasche und auch für Alfred Meißner hegte er — gleich Lingg — große Vorliebe. Auch zu den meisten bedeutenderen Münchener Künstlern hatte er enge Beziehungen, namentlich zu Hermann von Kaulbach, dem er sein Buch „Wanderzeit" widmete, ferner zu Wilhelm von Kaulbach, dessen Jugendjahre er in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1875 in warmherziger Weise schilderte. Wiederholt gedenkt er Pilotys, von dem er u. a. sagt: „Man muß seine Erscheinung kennen, man muß ihn im Verkehre mit der Jugend gesehen haben, um zu wissen, welche Macht er über dieselbe gewann, wie er jedem in die Seele sah und aus der Seele sprach, wie er in dem Gesamtgefühl für seine Kunst und seine Schule das individuelle Gefühl des einzelnen zu treffen und zu fassen wußte."

Hoch in Ehren hielt er auch Meister Defregger, mit dem seine Kunst oft verglichen ward, und in den „Kulturbildern aus Bayern" setzte er ihm ein prächtiges Denkmal.

Viel Verwandtes hat er mit ihm und seine schönsten Lorbeeren pflückte ja auch er auf dem Gebiete der Schilderung seiner engeren Landsleute; er ward neben Kobell der begeisterte Verkünder der Schönheiten der bayerischen Alpenwelt, die zu Beginn seiner literarischen Laufbahn nur wenig gewürdigt wurde.

Als im 18. Jahrhundert Albrecht Haller der beredte und gewandte Lobredner seiner geliebten Schweizer Berge wurde, da erwachte in den gebildeten Kreisen allmählich die Lust für die Wunderwelt des Hochlands und nun kamen die Schweizer Berggiganten in Mode, während man die Ostalpen noch keiner Beachtung würdigte.

Erst im 19. Jahrhundert wurde man sich in den deutschen Landen langsam bewußt, daß das Gute nicht in der Ferne lag, und wie Ludwig Steub berichtet, brauste in den 30er Jahren über München „ein wahrer Sturm von Alpenhaftigkeit".

Die um diese Zeit von dem zitherkundigen Freund der Volkspoesie, dem Herzog Maximilian von Bayern, und den Künstlern Eugen Neureuther und Ulrich Halbreiter herausgegebenen Schnaderhüpfelsammlungen steigerten und vertieften nur noch das Interesse der Münchener an der nahen Alpenlandschaft und ihren urwüchsigen Bewohnern.

So war der Boden bereits geebnet, als Altmeister Franz von Kobell mit seinen quellfrischen Mundartdichtungen, seinen ergreifenden Volksballaden, den neckischen Trutzliedern und andern Gaben seiner meist rosenfarben gelaunten Muse auf den Plan trat.

Kobell pflückte das Edelweiß der Poesie auf hoher Felsenzinne und der wetterharte Hochlandsjäger und die schneidige Sennerin sind die Hauptgestalten seiner bergkundigen Muse. Stieler dagegen steigt nicht in die einsamen Hochregionen, sondern bleibt unten im Tale und zeichnet mit sicherem Griffel das bunte Leben, das sich hier abspielt. Sohin bildet er schon

hinsichtlich der Stoffwahl eine ebenso notwendige als willkommene Ergänzung zu jenem. Schon im Alter von 19 Jahren wagte er sich mit einer Sammlung mundartlicher Gedichte („Bergbleaml'n") hervor, die von der Kritik ebensowenig beachtet wurde als die mundartlichen Gedichte eines nicht unbegabten, doch phantastisch verschrobenen Zeitgenossen Kobells, Joseph Anselm Pangkofers.

Neben vielversprechendeu Anläufen finden sich in den „Bergbleamln" auch mehrere versifizierte Anekdoten sowie Gedichte, in welchen die Mundart nur der Dolmetsch seiner eigenen Gefühle ist. Zwischen dieser Sammlung und der folgenden „Weil's mi freut!" (1876) liegt ein Zeitraum von 11 Jahren, in welchem der jugendliche Poet erst in lebendige Fühlung mit dem Volke trat und dessen geheimste Regungen belauschte. Darum bedeutete auch dieses neue Buch einen vollen Erfolg; denn hier ist nach Karl Theodor von Heigels treffendem Urteil „das Autochthonentum der Voralpen, wie es leibt und lebt," getreu abkonterfeit.

In den „Bergbleamln" wandelt er noch ganz in den Bahnen Kobells. Nun aber hat er auch formell seine eigene Weise gefunden: die mitunter verblüffende Prägnanz des Ausdrucks und die epigrammatisch zugespitzte Wendung am Schlusse, die seither von seinen Nachfolgern so ausgiebig und ohne künstlerische Tendenz, lediglich der bloßen Effekthascherei halber, gebraucht wird, sodaß sie oft in bloße „Pointenjägerei" ausartet.

Die folgenden Sammlungen „Habt's a Schneid" (1877) und „Um Sunnawend" (1878) zeigen ihn ganz auf der Höhe seiner Kunst und das letztgenannte Buch darf als Stielers beste Gabe auf dem Gebiete der oberbayerischen Dialektdichtung gelten.

In der Vorrede zu „Weil's mi freut!" stellt er sein Programm" auf. Er will kein Salondichter sein und keine

bäuerliche Idealgestalten zeichnen, die den Unkundigen durch ihre Ähnlichkeit täuschen, sondern sich ganz in die Gedanken- und Empfindungswelt des Volkes versenken, ohne in platten, poesielosen Realismus zu verfallen, und dies ist ihm auch vollauf gelungen. Er führt den Bauern nicht im Sonntagsstaate vor, er will keineswegs die kräftigen Farben der Wirklichkeit dämpfen und die äußere Grobheit des Älplers beschneiden; dagegen sorgt er dafür, daß der Leser „durch das derbe Kolorit hindurch noch jenen feinen, seelenvollen Klang heraushört, der durch die Tiefe eines jeden gesunden Volkes klingt."

Darum läßt er neben dem unnachahmlich-urwüchsigen Humor des altbayerischen Gebirgsvolkes, der sich in schlagfertiger Rede und in sarkastischem Witz äußert, auch dessen Empfindungsleben zu Wort kommen und man ist überrascht über die Innigkeit und Zartheit des Gefühls, die hier in rauher Schale verborgen schlummert.

Die Tragik in dem Geschicke mancher Alpenbewohner gewinnt in einzelnen seiner mundartlichen Gedichte ergreifenden Ausdruck. Der Musikant muß im Wirtshause zum Tanze aufspielen und denkt dabei immer an sein krankes Kind, das er nicht mehr lebend antrifft. Am Sonntagmorgen legt er einen Kranz auf das frische Grab seines Lieblings —

„und auf d'Nacht
Hat er halt wieder Musik g'macht."

Das sterbenskranke Lenei, eine junge „Nahderin," geht im Winter schon um fünf Uhr früh übern Schnee auf die „Stöhr" — nur um sich die Kosten zu ihrem baldigen Begräbnis zu verdienen.

Der von der schweren Arbeit heimkehrende Holzknecht zieht vor dem Haus die genagelten Schuhe aus, daß sein schlafender Knabe nicht erwacht. Eine rührende Tiefe des Gefühls, die man dem Landvolk nicht zutrauen möchte, offenbaren auch die alte Bäuerin, die sich des verwaisten Knaben

mit liebevoller Sorgfalt annimmt, und die Dirne, die nachts im Stalle heimlich die Kuh melkt für das fremde, verwahrloste „ledige Kind.“

Häufiger als in diesen beim Alpenvolke nicht immer zu Tage tretenden Gefühlsäußerungen erscheinen die Bauern bei Stieler in ihrer unverfälschten Derbheit, die keineswegs stark abgeschwächt oder gemildert wird. Situationskomik und Wortwitz wechseln hier miteinander und treten manchmal auch vereint auf. Aus wirklichen Erlebnissen schöpft seine Muse und manchen kernigen Gedanken hat sie direkt aus dem Volksmunde übernommen und ihm eine künstlerische Einkleidung gegeben.

Ihm kommt es nach seinem Geständnis darauf an, „den Volksgedanken gleichsam à jour zu fassen, wie der Goldschmied den Edelstein, daß er möglichst frei und unverblümt sich darstellt.“

Auch den Stoff brauchte er nicht erst zu erfinden. Er sah ja aus allernächster Nähe „das bäuerliche Tun mit seinen Freuden und Leiden, die Wagstücke der Jagd, die Schelmenstücke der Verliebten, farbenreiche Feste und mitunter den Konflikt der Untergebenen mit ihren Honoratioren“; doch ist das Gebiet hier viel enger begrenzt als in der plattdeutschen Dialektdichtung. Nach seiner Anschauung kommt der kulturgeschichtliche Wert der Dialektdichtung dem poetischen mindestens gleich; daher bemüht er sich ohne allzu ängstliche Rücksichtnahme auf den poetischen Gehalt die mannigfaltigen Ergebnisse seiner Beobachtungen im Verkehr mit dem oberbayerischen Gebirgsvolke in einer stattlichen Reihe von kleinen Stimmungs- und Genrebildern dem Leser greifbar vor Augen zu stellen.

Er wählt nicht — wie Fritz Reuter — e i n e n Repräsentanten seines Volksstammes, in welchem das ganze Wesen desselben verkörpert ist, sondern verteilt die hervorstechenden guten und schlimmen Charakterzüge seiner Heimatgenossen auf mehrere Typen, sodaß jeder derselben der Träger einer bestimmten Eigenschaft ist, die hiedurch in schärfere Beleuchtung

gerückt wird. Erst in ihrer Vereinigung ergeben diese Gestalten ein minutiös getreues Gemälde des bayerischen Bergvolkes. Dabei läßt er die Wirkung der neuen Zeit auf die bäuerlichen Kreise keineswegs unberücksichtigt — ganz im Gegensatz zu Kobell, der (1876) an den Münchener Volksdichter Peter Auzinger schrieb: „Ich muß gestehen, daß mir das alte Tun und Treiben des oberbayerischen Volkes noch besser gefiel, ehe noch Wahlagitation, Klubwesen, Kasino 2c. darüber kamen, als das moderne."

Stielers Bauern stehen ganz auf der Höhe der Zeit, und wie Auerbachs Dörfler zu viel philosophieren, so kann man seinen ländlichen Gestalten (wenigstens in „Weil's mi' freut") den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß sie zu viel politisieren.

Ein beliebtes, in den oberbayerischen Erzählungen und Gebirgsstücken oft wiederkehrendes Motiv, das schon Kobell mit Vorliebe verwertete, der Kampf des pflichttreuen Jägers mit dem verwegenen Wildschützen, fehlt zwar auch bei ihm nicht, doch tritt es nicht so sehr in den Vordergrund. Dagegen ist eine seiner glücklichsten Figuren der stämmige Holzknecht oder der von der übertünchten Kultur Europas unberührte Floßknecht in der köstlichen Stellwagen-Episode, die in unserer überaus produktiven deutschen Dialektliteratur bisher ohne Pendant geblieben ist und wohl auch bleiben wird.

Von derbfrischem Humor durchtränkt, sind auch seine Gestalten aus den „boarischen Wirtshäusln", insbesondere der göttlich-grobe Wirt und Bräuer, der auf die Fremden mit souveräner Geringschätzung herabsieht, der ewig jammernde Posthalter, die grantige Wirtin und die schnippische Kellnerin.

Von den Handwerkern weiß der Dichter ebenso viel Ergötzliches zu berichten, wie von den „Ehhalten" und auch die „Gestrengen" (Landrichter, Assessor, Praktikant, Verwalter, „Avikat", Dechant, Pfarrer, Lehrer, Landarzt u. a.) verschont die Geißel seiner gutmütigen Satire nicht.

Wir sehen das Gebirgsvolk beim Spiel und bei der Arbeit, in der Kirche und im Wirtshaus und erfreuen uns an seiner urwüchsigen Kraft und an seinem offenen, biedern Sinn, der Heuchelei und Lüge verabscheut. Doch auch die Schwächen desselben verhüllt uns der Dichter nicht: die Eß-, Trink- und Rauflust, die Großmanns- und Prozeßsucht, die oft übel angebrachte Hartnäckigkeit, den finstern Aberglauben und andere Untugenden. Alles weiß er jedoch mit scherzhafter Miene vorzubringen, sodaß es nicht abstoßend wirkt, sondern uns unwillkürlich ein Lächeln entlockt. Und alles ist auch so frisch und warm und wahr, daß wir es gleichsam miterleben. „Überall ertappt er" — wie Wolfgang Kirchbach sagt — „die Natur in ihrer unmittelbaren Regung."

Seine unbestrittene Domäne in der Dialektpoesie ist — wie bei Fritz Reuter — die epische Kunst; das lyrische Element klingt nirgends so voll und so tönend wie bei Franz von Kobell und in der Schnaderhüpfelpoesie hat er sein Vorbild nicht erreicht, obwohl er auch diese Gattung pflegt und später als Interpret von Zeichnungen seiner Freunde Franz von Defregger und Hugo Kauffmann in 3 spätern Sammlungen „Von dahoam", „Aus der Hütt'n" und „A Hochzeit in die Berg'" die leichtgeschürzte Schnaderhüpfelweise ausschließlich und nicht ohne Geschick anwendet.

Die Liebe zu dem Bergvolk seiner Heimat durchglüht auch seine Prosaskizzen, namentlich jene, die sich ausschließlich mit Sitte und Brauch der Älpler beschäftigen.

Sein erster Aufsatz „Aus alten Skizzenbüchern" (1867) ist eine drollige Reminiszenz an seine ersten Malversuche bei einer Künstlerfahrt ins Inntal. Sein erster Aufenthalt in Paris im gleichen Jahre veranlaßt ihn zu einer geistsprühenden Schilderung der französischen Hauptstadt, die uns ganz an Heine mahnt.

Auf seinen weitern Reisen schaut er das, was Natur und

Kunst geschaffen haben, nicht allein mit dem trunkenen Blicke des Poeten, sondern auch mit dem prüfenden Auge des Historikers. Unwillkürlich drängen sich ihm die Erinnerungen der Vergangenheit auf und der gelehrige Schüler Riehls verrät sich hier oft in gedankentiefen Reflexionen. Der Anblick Wiens (1868) erweckt in ihm folgende Betrachtung: „Die großen Städte bestehen heutzutage aus zwei Teilen: aus einem historischen von dunkler Farbe und engen Dimensionen, der andere ist modern, hell und riesenmäßig. Hier residiert der Zeitgeist mit seiner ungeheuern Expansionskraft, dort die Geschichte in ihrer heiligen Stabilität; beide zusammen bilden die Weltstadt."

Dem Einfluß Heines kann er in den Anfängen seiner stilistischen Tätigkeit nicht entrinnen; ja auch später noch ahmt er die witzige, blendende Art desselben hie und da nach, so auch in den „Reisebildern", einer Reihe von Reiseskizzen, die uns in die sonnige Romantik des Reisens in der guten alten Zeit versetzen, mit der Herrschaft der Postkutsche und des Stellwagens, „der gelben Idylle, die auf Vizinalstraßen spielte. Allen Schauder der Prosa haben sie in dich hineingepackt, (scherzt der Dichter) und doch bist auch du ein Ideal — freilich nur für die müden Füße der Handwerksburschen, für die zerrissenen Stiefel des Wanderstudenten!" —

Noch ehe Stielers Name als Dialektdichter dem großen Publikum recht geläufig ward, kannte es ihn bereits als gewandten Reiseschriftsteller, als Herausgeber einiger illustrierter Prachtwerke, zumeist Reisebeschreibungen. So ließ er mit seinem Freunde Hermann von Schmid 1871 eine von warmer Heimatliebe durchglühte Darstellung des bayerischen Hochlandes unter dem Titel „Aus deutschen Bergen" erscheinen, (in der 2. Auflage unter dem Titel „Wanderungen im bayerischen Gebirge und Salzkammergut"). Von den Abschnitten, die aus Stielers Feder stammen, sind besonders seine anmutigen und

historisch bemerkenswerten Schilderungen des Walchen- und Tegernsees und seine Beschreibungen des Schuhplattlers und des Haberfeldtreibens von mehr als ephemerem Wert.

1874 folgten seine „Weidmannserinnerungen", angeregt durch Kobells „Wildanger". Im Verein mit Eduard Paulus und Woldemar Kaden veröffentlichte er 1875 das Prachtwerk „Italien"; 1877 beteiligte er sich mit Hans Wachenhusen und Fr. W. Hackländer an der Ausgabe des Reisebuches „Rheinfahrt von den Quellen des Rheins bis zum Meere" und zu den „Bildern aus Elsaß-Lothringen" von Robert Aßmus (1877) schrieb er den erläuternden Text.

In der Vorrede zu letztgenanntem Buche enthüllt er die Gedanken, die ihn bei der Verabfassung von Reiseschilderungen leiteten. „Mit vollem Zuge" will er ins farbenreiche Leben greifen und die verschiedenen Kulturmomente zusammenfassen zu einem vollen Klange, zu einem vollen Bilde. Eines soll hiebei niemand vermissen: „die freudige Hingabe an Land und Leute, die nicht mit grübelndem Verstande, sondern mit dem Herzen den Herzschlag eines Volkes zu ergründen sucht." Nicht das Hervorkehren einer schroffen Kritik über fremde Zustände soll die wahre Aufgabe geographischer oder kulturgeschichtlicher Schilderungen sein; ein Reisewerk, ein Wanderbuch, das höhere Ziele im Auge hat als momentane Unterhaltung, muß darnach trachten, fremde Stämme zu verständigen und näher zu bringen, statt sie zu entfremden und zu verbittern. Nicht die Gegensätze, sondern die Berührungspunkte sollen den Schwerpunkt bilden.

Diese freudige Hingabe an Land und Leute, die — wie M. G. Conrad urteilt — „dem unscheinbarsten Stoffe ungeahnte Schönheiten abzuringen, die leuchtendsten Farben und den geheimsten Geist aus den geringsten Dingen zu ziehen" vermag, glüht in noch stärkerem Maße aus seinen Aufsätzen über das bayerische Hochland hervor. Anfangs reizten ihn einzelne, besonders auffällige Erscheinungen des Volkslebens seiner

Heimat zur stilistischen Gestaltung. So plauderte er in anziehender Weise über die bäuerlichen Elemente in den Landtagswahlen, über Kunst und Musik in den bayerischen Bergen, über alte Weihnachtssagen, über gewisse dort heimische Volksbräuche (das Fingerhackeln, die Bittgänge und Frohnleichnamsprozessionen, die Oberammergauer Passionsspiele, die Leonhardifahrt in Tölz u. a. m.).

Eine Reihe dieser Skizzen, die ihren Stoff teils der Heimat entlehnen teils Reiseerinnerungen enthalten, erschien nach seinem Tode (1886) unter dem bezeichnenden Titel „Aus Fremde und Heimat". Der bedeutsamste Aufsatz dieser Gruppe behandelt die künstlerische und wissenschaftliche Entwickelung Münchens im 19. Jahrhundert. Es sind die Keime zu einem Kulturbilde der bayerischen Hauptstadt unter den ersten vier Königen Bayerns, das Stieler plante, aber nicht ausführen konnte.

Doch verlor er, wie K. Th. von Heigel hervorhebt, über der wahrhaft rührenden Anhänglichkeit an die Heimat niemals den Blick auf das Ganze und vergaß nicht die Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Als glänzendes Zeugnis seiner echt deutschen Gesinnung dürfen seine Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71 gelten, die sein Freund Friedrich Ratzel 1886 unter dem Titel „Durch Krieg zum Frieden" herausgab. Eine stark persönliche Note klingt aus diesen von patriotischer Begeisterung diktierten plastischen Schilderungen, die uns klar veranschaulichen, wie einerseits die bayerische Hauptstadt anderseits das bayerische Gebirgsvolk die Ereignisse des Jahres 1870/71 aufnahm. Wer dieselben aufmerksam liest, wird dem Urteile des Herausgebers beipflichten, daß sich kaum in andern Schriften die Stimmung der Zeit treuer und tiefer widerspiegelt als in diesen Beiträgen zur Geschichte jenes ruhmreichen Krieges.

Von Freundeshand wurden auch noch andere Aufsätze Stielers, die in Zeitschriften verstreut waren, gesammelt und nach seinem frühen Tode veröffentlicht. Max Haushofer bot

in den „Natur- und Lebensbildern aus den Alpen" dem deutschen Volke einen Teil jenes unerschöpflichen Schatzes an Volkskenntnis dar, den Stieler sich erworben hatte, und wies darauf hin, daß der Hochlandsdichter mit scharfem Verstande und liebenswürdigem Herzen alles umfaßte, was die Natur seiner Heimat und das Leben seines Volksstammes betraf: „wie Brauch und Sitte im Boden und in längst vergangener Geschichte wurzeln; wie alter und neuer Glaube in einander verflochten sind, wie tausendfache Fäden zwischen Vergangenem und Entstehendem, zwischen seelenloser Sache und lebensfrohem Menschengemüt, zwischen den kleinen Einzelschicksalen und der dröhnenden, klirrenden Zeitgeschichte sich spinnen".

Doch als des Dichters beste Arbeiten auf kulturhistorischem Gebiete dürfen wohl jene gelten, die K. Th. von Heigel als „Kulturbilder aus Bayern" herausgab. (Es sind die bisher ungedruckten Vorträge Stielers auf seinen Wanderfahrten nach Norddeutschland und Österreich.)

In seinen Dialektgedichten läßt er uns einen tiefen Blick in die Volksseele tun; hier aber spürt er den Ursachen nach, die das Wesen und Werden der Charakterzüge derselben begründeten, und es beglückt ihn zu wissen, daß hinter jeder originellen Einzelheit der große, mächtige Hintergrund eines einzigen Volkes steht. Seine Dichtung und seine Prosa sind unlösbar miteinander verbunden; beide verfolgen den gleichen Zweck, aus der eingehenden Betrachtung des bayerischen Bergvolkes Liebe und Anteilnahme für dasselbe zu erwecken. Daher fügt er in diese trefflich abgerundeten Kulturbilder nicht selten einige seiner Gedichte zur Illustration seiner Behauptungen ein, die uns statt langatmiger Erörterungen die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Älpler kurz und treffend vorführen.

Gegen die Schattenseiten des Bauernstandes seiner Heimat ist er keineswegs blind; doch wenn er die kulturhistorische Basis aufsucht, auf welcher dieselben ruhen, so weiß er einzelne wohl

zu erklären und zu entschuldigen. So führt er das Mißtrauen der Landleute darauf zurück, daß diese Jahrhunderte lang die Beute der privilegierten Stände waren. Der geringe Gemeinsinn des Gebirgsvolkes, der gewöhnlich kaum über die Grenzen der engsten Nachbarschaft hinausreicht, hat nach ihm seinen Grund darin, daß die Behörden, die eben das Gemeinwesen verkörpern, den Bauern früher allzeit mehr von ihrer Herrschsucht als von ihrem Wohlwollen überzeugt haben.

Aus der düstern Vergangenheit flüchtet er gern zur heitern Gegenwart und erforscht die Faktoren, welche den Umschwung des Volkes zum bessern bewirkt haben: die allgemeine Bildungsgelegenheit und Handel und Verkehr.

Daneben zeigt er auch, wie unter der Gestaltung der Sprache die Gestaltung des Volkstums ruht, und das Geheimnis der Seele, die dieses Volkstum beherrscht.

Den zerstörenden Einfluß der neuen Zeit auf Sitte und Brauch des Volkes unterschätzt er durchaus nicht; allein ihn beruhigt es, daß doch *ein* Bollwerk gegen diesen Andrang bestehen bleibt, das *Herz* des Volkes, aus dem seine Sitte entsprang. Manchmal ist ihm doch vor der Zukunft des Landvolkes bange, angesichts der zersetzenden Macht des Zeitgeistes, die ein hundertjähriges Gefüge lockern und einer neuen Welt die Wege ebnen will, und es schmerzt ihn, daß den Bauern das spezifisch ständische Bewußtsein mehr und mehr abhanden kommt, daß das schöne patriarchalische Verhältnis, in welchem Dienstboten und Herrschaft auf dem Lande zu einander standen, ein leerer Traum geworden ist.

Die Erweiterung des Verkehrs rief auch in den fernsten Winkeln der Bergwelt einen ungemessenen Anspruch ans Leben und eine fabelhafte Ausnützung der Stunde und Gelegenheit hervor. Allein trotz aller Fehler und Schäden wird er nie an der Seele des Volkes irre, sein gesunder Optimismus vertraut auf die Kraft des unverwüstlichen Volkstums.

Aus jedem Kapitel, das er seinen Stammesgenossen widmet, spricht eine unerschütterliche Liebe, ein schrankenloses Vertrauen zu denselben und häufig deckt er in seinen Prosaschriften, vornehmlich in den Kulturbildern, den Boden auf, dem nicht wenige seiner mundartlichen Gedichte entsproßten.

Kurz, seine Prosa, soweit sie die Heimat des Dichters umfaßt, steht seiner mundartlichen Dichtung ebenbürtig zur Seite und es ist hier wie dort fast schwer zu entscheiden, ob der Kulturhistoriker oder der Poet den Vorrang verdient.

Wie Kobell, so drängte es auch Stieler, seinen Gedanken und Empfindungen in hochdeutschen Liedern Ausdruck zu verleihen. Allein hier hat der Schüler den Meister der altbayerischen Dialektpoesie weit überflügelt. Die Frühblüten seiner hochdeutschen Muse aus den Jahren 1859—61 (also aus dem zartesten Jünglingsalter des Poeten) wollen und können nur Anspruch auf literarhistorischen Wert erheben. Es sind die ersten stammelnden Laute eines kindlich-frommen und kindlich-reinen Gemüts, in der Form an Geibel und teilweise auch an Rückert sich enge anschließend.

Seine Erfolge als Reiseschriftsteller und später als oberbayerischer Dialektdichter mögen ihn veranlaßt haben, dieses Feld vorerst nicht weiter zu bebauen. Wie schon angedeutet wurde, übte er ja peinliche Selbstkritik, darum wagte er sich nicht an Aufgaben, die außerhalb der Grenzen seiner Begabung lagen. Während Kobell auch auf dem Gebiete des Dramas und in der mundartlichen Erzählung nach Lorbeeren geizte und sie auch hier errang, unternahm Stieler auch nicht ein einziges Mal einen Schritt über sein ureigenes Gebiet hinaus.

Zur hochdeutschen Poesie drängte ihn einerseits seine Beschäftigung als Archivar anderseits die historische Richtung seiner Zeit, die in Joseph Viktor von Scheffel ihren berufensten Vertreter gewann. „Das deutsche Epos lag damals gleichsam in

der Luft," berichtet Julius Grosse in seiner Autobiographie „Ursachen und Wirkungen", und nur wenige Dichter dieser Periode konnten dieser Versuchung widerstehen, ihre Kraft auf diesem Gebiete zu erproben. Scheffels „Trompeter von Säkkingen" mit seinem beispiellosen Erfolge ließ das Heer seiner Nachahmer nicht ruhen und einzelne von ihnen, namentlich Rudolf Baumbach und Julius Wolff, wußten sich durch ihre gefälligen Epen die Gunst des deutschen Publikums zu erobern.

Obwohl nun auch Stieler anfangs in den Pfaden Scheffels wandelte, so ward er keineswegs zum sklavischen Nachahmer seines Vorbilds wie jene, sondern rang sich auch hier zu einer kraftvollen Eigenart durch, sodaß seine hochdeutsche Dichtung — wie Karl Haushofer treffend hervorhebt — „seine eigenste Schöpfung" ward.

Kein anderer Dichter ist ihm so gesinnungs- und geistesverwandt als Meister Josephus.

Was Michael Bernays von diesem sagt, paßt auch ganz auf ihn: „Vor ihm, in dem rege Wanderseligkeit und strenge Forschungslust sich einen, lag das Buch der Geschichte und das Buch der Natur aufgeschlagen, aus beiden vernahm er lebendige Laute, die weckend und erhebend an Geist und Seele drangen." Und wie Scheffel seinen Gestalten „in der vertraulichsten heimatlichen Nähe den Boden bereitet", so schaut Stieler die Helden seiner Dichtung auf der heimatlichen Scholle und im frohen Lichte der Gegenwart.

Einzelne Proben seiner spätern hochdeutschen Lyrik streut er in seine Reiseschilderungen ein, so in der „Rheinfahrt" seinen tiefempfundenen Gruß an das wiedergewonnene Straßburg, mit den erhebenden Schlußversen:

„Sei beschirmt von unserm Schilde,
Deiner Jugend eingedenk!
Deutsche Freiheit, deutsche Milde
Sei dein erstes Gastgeschenk!"

Der Quell der hochdeutschen Lyrik fließt ihm nun so reichlich wie einst der Born seiner mundartlichen Dichtung und, gleich dem fruchtbaren Dichter des Liebesfrühlings und der geharnischten Sonette, kann er mit freudigem Stolz gestehen:

„Mehr als Blumen im Gefilde
Sprossen täglich Lieder unter meiner Feder."

Am Ostertage 1879 überraschte er die Mutter zum 70. Geburtstage mit den ihr zugeeigneten „Hochlandsliedern". „In lichter Sonne, mit leuchtendem Angesicht" sang er diese süßen Weisen da, wo Werinher von Tegrinsee einst gesungen; darum durchdrang auch „Waldhauch, Bergluft und Almenschnee" die lieblichen poetischen Blüten.

Wernher von Tegernsee ist gleichsam der Patron dieser Sammlung; denn ein walgduftiger Liederkranz zu seinem Preise eröffnet dieselbe und auch das Schlußgedicht ist seinem Gedächtnis geweiht. Doch wird das letztere der historischen Persönlichkeit noch mehr gerecht als der erstere Liederzyklus, in welchem der fromme Sänger des Marienlebens wie ein jugendlicher Schwärmer verzückt durch grüne Hochwaldshallen wandelt und in heiterm Liebesgetändel mit der blauäugigen Diemudis der strengen Ordenspflicht so wenig gedenkt als Scheffels Ekkehard bei der Frau Herzogin Hadwig. Hier wie dort ist modernes Fühlen und Denken in mittelalterliches Kostüm gezwängt, oder vielmehr die Personen längst entschwundener Zeiten sprechen und handeln so, als ob sie der Gegenwart angehörten.

Daß das Liebeslied, das Stieler seinem Helden zuschreibt: „Ich pin dîn, du pist mîn", der deutsche Schluß eines lateinischen Liebesbriefes einer Dame an einen Geistlichen ist, ist durch die neuere Forschung längst erwiesen.

In ganz anderer Beleuchtung, nicht als träumerischer Verliebter, sondern als edler Patriot, der an dem Geschicke des

Vaterlandes innigsten Anteil nimmt, erscheint Wernher im Schlußgedicht der Sammlung „Vision“.

Die Dichtung, ein stolzes Preislied auf die herrlichen Errungenschaften der Neuzeit in geistiger und technischer Hinsicht wie auf die Größe des geeinten deutschen Vaterlandes, ist auch durchsetzt mit ein paar politischen Anspielungen.

Die große Verehrung Stielers für Kaiser Wilhelm I. bricht hier wiederum hervor sowie sein Abscheu über das auf diesen Fürsten verübte Attentat. Als die Nachricht hievon in eine einsame Hütte zu zwei Holzknechten gelangt, da sagt der ältere von beiden, der schon „in die achtz'ger Jahr“ ist:

„Und dös hat ihm a Deutscher ton!!
Is dös a deutsche Einigkeit?
Zum Stolzsein hab'n mir wohl no' weit!“
(„Um Sunnawend“.)

Ein bei Scheffel beliebtes Motiv, der Kontrast zwischen schmerzlich entsagender Lebensverneinung und sehnsuchtsvoller, schwer bezähmbarer Lebenslust, kehrt auch in andern Dichtungen Stielers wieder, so in seinem prächtigen „Sang vom Chiemsee“, in der Schilderung der leidenschaftlichen, heimlichen Liebe des sangesfreudigen Mönches Eliland zu der Äbtissin Frau Irmingard, dem holdseligen Königskinde. Die „Blume Irmingard“ blüht auch in den Liedern eines fahrenden Schülers in den „Neuen Hochlandsliedern“; doch kann uns diese flüchtige Schwärmerei des herumzigeunernden Scholaren keineswegs so sehr entzücken wie die abgrundtiefe Sehnsucht Elilands, der nach hartem Kampfe von seiner „sündigen Liebe“ sich losreißt wie sein Urbild Ekkehard.

Von den andern Gedichten der Hochlandslieder mit historischem Gepräge treffen vielleicht die „Landsknechtslieder“ den Ton und das Kolorit der Zeit relativ am besten. Die Landsknechtslieder kamen hauptsächlich in der neuromantischen Periode erst recht in Mode (Franz Pocci gab schon 1861 eine derartige

Sammlung heraus) und das kriegs- nnd lebensfrohe Tun und Treiben dieses Standes ist in einem Vertreter desselben, in Heinz Himmelreich, verkörpert, einer Idealgestalt mit ganz modernem Empfinden. Auch Stielers Landsknecht Heinz zählt zu dieser Gattung. Mag sich derselbe jedoch auch wie ein moderner Troubadour gebärden, eines an ihm ist doch echt: sein Heimweh nach dem Hochland und es ergreift uns tief, daß ihm der letzte Fiebertraum den Wahn vorgaukelt, als stürbe er nicht auf fremdem, blutigem Schlachtfelde, sondern in den geliebten Bergen.

Ein knappes Bild entwirft der Dichter vom Bauernkriege 1625 und die Greuel des 30jährigen Krieges malt er in grellen, jedoch wirklichkeitstreuen Farben.

Doch am liebsten verweilt er in den „Hochlandsliedern" in der Zeit des Mittelalters. Die bedeutendsten Sänger desselben (Hartmann von Aue, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach u. a.) erweckt er aus ihrem Zauberschlafe und seine unerschöpfliche Phantasie haucht ihnen neues, blühendes Leben ein.

Viele ihrer Dichtungen las er in der Ursprache, andere mögen ihm aus Übertragungen bekannt geworden sein, wie Hiltbold von Schwangau, dessen Lieder er wohl aus der Übersetzung von Johannes Schrott, die 1871 erschien, kennen lernte.

Die Burg Hohenschwangau, der Stammsitz dieses ritterlichen Sängers, veranlaßte ihn zu einem historischen Exkurse über die Schicksale dieser Burg von Hiltbold und dem unglücklichen Hohenstaufenjüngling Konradin an, der hier seiner Mutter, der wittelsbachischen Fürstin Elisabeth, vor seinem verhängnisvollen Zuge nach Italien Lebewohl sagte, bis zur Neuzeit, zur Wiedererbauung des Schlosses durch König Max II., dessen Lieblingssitz es wurde.

Auf die Vagantenpoesie des 13. Jahrhunderts wurde er schon durch seinen Lehrer Giesebrecht hingewiesen (vgl. auch

dessen Abhandlung „Über die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder“ in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Braunschweig 1853), dann aber auch durch Schmeller, der eine mustergültige Ausgabe der „leuchtenden Carmina burana“, wie Stieler sie nennt, veranstaltete. In einen „Liedern eines fahrenden Schülers“ (in den „Neuen Hochlandsliedern“) ahmt er — gleich Scheffel — den Ton dieser weltfreudigen Lyrik mit ihrem Preise der Liebe und des Frühlings aufs beste nach und verwebt teilweise auch persönliche Erinnerungen mit hinein. Namentlich mögen die „Erinnerungen“ in diesem Zyklus wirkliche Erlebnisse des Dichters (mit poetischer Lizenz) schildern. Über dem „grauen Büchersegen“ mag auch er oft gelegen sein, bis sein „Lehrer, der Mai“, erschien.

Wie an literarischen Reminiszenzen, so ist auch an historischen Rückblicken in seinem Liederbuche kein Mangel.

Was Riehl im Wettstreit mit Gustav Freytags „Bildern aus deutscher Vergangenheit“ als Novellist mit Erfolg unternahm, nämlich einen Gang durch die deutsche Kulturgeschichte, das tat nun auch Stieler und nirgends hat er diese Aufgabe so glänzend gelöst als in seinem Zyklus „Unter der Linde“, in welchem tiefpoetisches und patriotisches Empfinden die Hand zum Bunde sich reichen. Auch hier steht er wieder ganz auf heimatlichem Boden und die uralte Linde, die ihm ihre tausendjährige Geschichte ins träumende Herz rauscht, grünt am Ufer des blauen Tegernsees.

Von den Kreuzzügen erzählen die lyrisch-epischen Abschnitte „Deutsches Leben“ und „Posthuma“; doch sind jenem noch andere Gedichte beigemengt, die sich auch in die Zeit des Mittelalters versenken, so „Frauenchiemsee“ mit der lieblichen Gestalt der Frau Irmintrud, deren hoffnungsfrohen Ausspruch: „Ich wart' auf Glück“ Stieler am Rande einer alten Liederhandschrift fand, sowie zwei persönliche Erinnerungen des

Dichters in poetischer Form: „Zur Jahreswende“ und „Vor der Wiege“, letzteres zur Geburt seiner ältesten Tochter Elisabeth gedichtet.

Aus eigenen Erlebnissen flossen auch die Gruppen „Wanderstunden“, in welchen sich Linggs anschauliche Bilderkraft mit Eichendorff'scher Gefühlsinnigkeit glücklich vermählt; „Stille Einkehr“, reflektierend, das schon selbständigere Töne anschlägt; obgleich hier das Gedicht „Dämmerzeit“ Heines süßlich-weltschmerzliche Stimmung, zwar ohne dessen grausame Selbstironie, widerspiegelt, ebenso wie der Abschnitt „Ausgewandert“, zweifellos durch Heines „Tragödie“ („Entflieh mit mir und sei mein Weib“) angeregt; endlich „Aus Fiebertagen“ und „Frau Minne“.

Der vorletzte dieser Abschnitte, wohl unmittelbar nach des Dichters schwerer Erkrankung im Winter 1877—1878 geschrieben, ist das hochdeutsche Pendant zu der rührenden „Fürred“ zu seiner Dialektgedichtsammlung „Um Sunnawend“. An seine geliebten Berge dachte Stieler während seines schweren Siechtums und oft sagte er sich vor: „Jetzt hast wohl aa dös letzte G'sangl g'macht!“ Doch seine Jugend erringt den Sieg über die Todesgefahr; jauchzend fühlt er neue Kraft in seinen Adern pulsieren und das Leben liegt wieder vor ihm „wie a Zithern mit lauter schöne neue Soaten“.

Seine Liebeslyrik in den „Hochlandsliedern“ und in den „Neuen Hochlandsliedern“ (die Zyklen „Aus jungen Tagen“ und „Wiedersehen“) hat sich noch nicht ganz aus dem Banne Heines losgelöst und aus diesen wie aus seinen „Bergbleamln“ zittert das herbe Weh einer unglücklichen Jugendliebe. Doch gedenkt er ohne Groll der Trauten, an der er „sein Teil an Minneleid erlesen“ hat, und neidlos sieht er ihr junges Glück:

„I woaß ja, du verdienst es besser,
Mei Schatz — als i dir's geben kunnt'!“

Das köstliche Idyll „Waldkind“ und die „Almenlieder vor

tausend Jahren" sind wieder ganz dem tannengrünen Boden seiner Bergheimat entsprossen. Zwar hat er auch hier die Liebesepisode der kühnen Hiltegunt und des trutzigen Kuonrat um ein Jahrtausend zurückdatiert; doch gesteht er am Schlusse, daß die Minne der lichthaarigen Sennerin und ihres Liebsten heute noch ebenso innig und tief sei wie die ihrer Vorfahren, da ja Bergvolk und Bergwelt den Wechsel der Zeiten überdauern.

An seinen Hochlandsliedern rühmt Max Haushofer in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1879 Nr. 310 „das warme Empfinden, die knappe, schlagende Form und die bilderreiche Ausdrucksweise, in die das Alpenkind dieses Empfinden kleidet."

Der reiche Beifall, der seiner Hochlandslyrik gezollt ward, ermunterte ihn, einen neuen Kranz bergduftiger Liederblüten zu pflücken, den er 1881 als „Neue Hochlandslieder" grüßend seinem „holden Weibe" darbot.

Diese Sammlung bedeutet schon insofern einen Fortschritt gegenüber der ersten Gabe seiner hochdeutschen Lyrik, weil er hier nicht mehr so oft in historischer Vermummung zu uns spricht und nur in vier Zyklen seine Gedanken und Empfindungen Personen längst entschwundener Tage in den Mund legt. Auch ist der historische Untergrund, auf dem sie ruhen, kein so lockerer mehr und der Dichter gibt in einem Anhang die benützten Quellen an. Freilich wäre es verfehlt, wollte man auch hier strengste Wahrung der historischen Treue erwarten.

Der schönen Irmingard — nach Deutinger („Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising", München 1850) mit Hildegard, einer Verwandten des Königs Arnulf, identisch —, der Äbtissin des Klosters Frauenchiemsee, stand wohl kaum der Sinn auf Weltglück, wie der Dichter uns glauben läßt; denn die „Legende der Heiligen aus dem Benediktinerorden" (Pars II, pag. 27) meldet von ihr: „Sie hat sich durch ihre Heiligkeit und ihre Wunderwerke

großen Ruhm erworben und erweiset sich heute noch denen hilfreich, die ihre Fürbitte mit Vertrauen anrufen."

Eine würdigere Rolle als diese und namentlich als Wernher spielt P. Gotahelm in dem Zyklus „Fischervolk", der sich nach Meichelbecks „Chronicon Benedictoburanum" als Abt von Benediktbeuern durch seinen Eifer, seine Frömmigkeit und seine Umsicht dauerndes Lob errang.

Seine Vorliebe für die Fischerei (als Klostergeistlicher in Tegernsee) ist auch historisch erwiesen. Noch heute ist das Inventar von Fischgeräten, welches der scheidende Gotahelm seinem Nachfolger hinterließ, in einer Tegernseer Pergamenthandschrift aufbewahrt. Dagegen entstammt die Minnetragödie der goldhaarigen Richildis und des blauäugigen, schlanken Guntram dem Reich der Fabel.

Ein Seitenstück zu Gotahelms Neigung zur Fischerei ist die Jagdleidenschaft Kaiser Ludwig des Bayern und das Bild des „kummerwunden" Herrschers hebt sich aus dem Rahmen der grünen Bergwelt klar und scharf hervor.

Der Abschnitt „Bergsagen" ist schon deshalb bedeutungsvoll, weil er das Streben des Dichters kennzeichnet, all das, was der Volksmund von den heidnischen Göttern und von den Dämonen und Berggeistern treu bewahrt, im Liede zu bannen.

Ursprünglich wollte er dies jedoch in einem großen Zyklus von Dialektgedichten tun. Daneben plante er — wie Wolfgang Kirchbach berichtet — noch andere Dialektgedichtsammlungen, in welchen das Volk in seinen Leidenschaften, in seinen Sitten und Gebräuchen, in seinem Verhältnis zu den Bergen und in seinen historischen Erinnerungen und sagenhaften Überlieferungen geschildert werden sollte. Auf diese Weise hoffte er ein dichterisches Gesamtbild seiner Heimatgenossen zu entwerfen. Doch vermochte er diese hehre poetische und kulturhistorische Aufgabe nicht mehr auszuführen, und was er hier bietet, sind nur die ersten Ansätze hiezu.

„Den Stempel des Erlebten" tragen alle andern Zyklen der „Neuen Hochlandslieder", sei es, daß er auf Feldpfaden „laut- und ziellos, sonnenfroh" schweift, sei es, daß er mit brennenden Wangen der Minne Wonnen preist*), sei es, daß er auf dem zackigen Wendelstein andachtsvolle Sonntagsstunden innerer Einkehr verlebt, sei es, daß er den Wechsel der Jahreszeiten sinnend betrachtet oder voll Heimweh im heißen Herzen in der Fremde umherstreift.

Die beiden Bände seiner Hochlandslieder bilden die Brücke von der urwüchsigen Dialektpoesie Stielers mit ihrem epischen Grundton und ihrem jauchzenden Frohmut zur seligen Schwermut seiner künstlerisch vollendeten Lyrik.

Den unvergänglichen Zauber der Bergwelt weiß er hier wie dort mit leuchtenden Farben zu malen und das Bergvolk, das er in den mundartlichen Gedichten getreu abkonterfeit, erscheint auch in den Hochlandsliedern, wenn auch nicht mehr in der alten Derbheit, so doch in der ursprünglichen Frische.

Seine Vaterlands- und Heimatsliebe, seine Lebensfreude und sein Tatendrang, sein liebenswürdig-bescheidenes Wesen und sein unverwüstlicher Optimismus sind auch auf diesen Blättern tief eingegraben.

Ein elegischer Hauch zieht oft durch seine berg- und sonnenfrohe Stimmung und in seiner dritten lyrischen Sammlung „Wanderzeit" ist der Ton seiner Leier ganz auf Wehmut und Sehnsucht gestimmt.

Eine schwüle, hoffnungslose Liebesleidenschaft, „unerfüllbar, unerfüllt", erschüttert ihn im tiefsten Innern, sodaß sein Herz „in Bitternis dahinwelkt" — wie Heines „Tannhäuser", dessen kranke Seele sich aus dem Venusberge sehnt und „nach Bitternissen schmachtet".

---

*) Das Gedicht „Zwiesprach" schließt mit derselben wirksamen Antithese von der lang unterdrückten und nun erwachten Liebesleidenschaft wie das kleine Epos „Werinhers Bergfahrt".

Wohl gab auch Heine hier noch unbewußt den Grundton an; allein nur insofern als auch der Hochlandssänger sich „als Märtyrer einer unglücklichen Liebe" fühlt. Doch kokettiert er nicht mit seinem Leid wie der ungezogene Liebling der Grazien; es ist keine Tändelei mit süßen Empfindungen, sondern ein ehrliches und mannhaftes Ringen mit einer tiefen Liebesglut.

Gleich Heine wird auch die ihn umgebende Natur zu seiner Vertrauten, zur Trägerin seiner Gefühle und zwar die Natur seiner Heimat.

Die alten Pfade geht er wieder wie in jungen Tagen, doch als „wunder Mann". Waldvogel und Blume, Sonnenstrahl und Welle sehen teilnahmsvoll sein stummes Weh und dem grünen Haselstrauch, der blauen Woge und dem klaren Bächlein klagt er es und fragt sie, wie er „von Minne heimwärts finden" könne.

Kurz, überall schimmert auch hier „die grundtiefe Liebe zum Heimatboden" hervor und — um mit Max Haushofer zu urteilen — „die leidenschaftlichen Laute des Menschenherzens mischen sich hier mit dem rauschenden Atem der Natur".

Eine unsagbar weiche Innigkeit des Gefühls schwebt über diesen Liederblüten, namentlich über jenen, wo er, von leiser Todesahnung durchschauert, sein frühes Ende kommen sieht.

Doch wie einst Goethe, erschloß auch ihm die Dichtkunst den Kerker dieses Leides. Von der fremden Herrin kehrt er heim zu seinem trauten Herde und stimmt hier seinen herrlichen Schwanengesang an, den würdigen Schlußakkord seiner Dichtung, das „Winteridyll".

Freilich blieb es nach der Mitteilung Paul Heyses, der es nach dem Tode des Dichters herausgab, ein Fragment — wie seine Dichtung und sein Leben.

All' der Lieben wollte er hier gedenken, die ihm Blüten auf seinen Lebensweg streuten; seiner trefflichen Brüder, seiner lieben Schwester, die des Dichters Andenken mit rührender Treue festhält, und der zahlreichen Freunde, die ihm das

Schicksal bescherte; doch der Tod vereitelte sein Vorhaben. Der sonnigen Kindheit flicht er hier einen waldfrischen Erinnerungskranz und wie die treubesorgten Eltern, so feiert er seine Familie. Ein lachendes Bild voll unsagbaren Glückes entrollt sich hier unserm Blick, ein Bild „voll Sonnenschein, Sternengefunkel und Wahrheit, sinnerfrischend und erquickend, wie die reine Höhenluft, der es entstammt."

Karl Theodor von Heigel nennt es „die edelste Perle unter seinen poetischen Schöpfungen" und R. M. Meyer hebt mit Recht hervor, daß es nur wenigen gelungen sei, „ein so ganz reines und in sich vollkommenes Werk zu hinterlassen wie das Winteridyll".

Einen „seligen Mann" nannte sich Stieler öfter und er war es auch — im Leben wie im Dichten. Doch mitten aus der Fülle des Glücks riß ihn der unbarmherzige Tod, zum Leid der Seinen, zum Leid des Volkes, dem seine immer zu lichteren Höhen emporsteigende Kunst wohl noch köstliche Früchte beschert hätte.

Nur nach fünftägiger Krankheit stieg er hinab ins Reich der Schatten, die männlich schöne Gestalt mit dem lichtblonden Haar und Bart, mit den in feuchtem Blau schimmernden Augen, in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens.

In dem ehrwürdigen „Tegarinseo — voll Wogenblau und Sonnenschein", wo Fromund, Metellus und Werinher begraben liegen, ward er am 16. April 1885 zur letzten Ruhe bestattet. „Eine Totenfeier, wie sie so schön, so ergreifend seit des letzten Minnesängers Bestattung" vielleicht keiner mehr erfuhr, ward ihm zu teil.

Felix Dahn, Cary Groß, Paul Heyse, Karl von Laistner, Peter Auzinger und andere Poeten beklagten in hochdeutschen und mundartlichen Versen seinen Hingang.

Seine begabte Lieblingsschwester Ottilie gab der Trauer über sein Hinscheiden in einem ergreifenden Zyklus von Liedern

Ausdruck, den sie in ihre lyrischen Gedichte und ihre Übertragungen böhmischer Kunst- und Volkspoesie einfügte. Den Lebenden sollte dieses Buch erfreuen; als „stillen Kranz“ mußte sie es auf das Grab des Toten legen.

In pietätvollen Nekrologen gedachten Ferd. Avenarius, M. G. Conrad, Karl und Max Haushofer, Karl und Karl Theodor v. Heigel, Wolfgang Kirchbach, Franz Muncker, J. G. Petzet, W. S. Prem, Johannes Proelß, R. v. Strele, Ernst Ziel u. a. des entschlafenen Hochlandssängers und Freundes und ein vom Bildhauer Dennerlein geschaffenes Denkmal in Tegernsee auf einem der Lieblingsplätze des Dichters grüßt freundlich den lieblichen See und die ihn umragenden Berge, die er im Leben so gerne schaute.

Weitaus das schönste Denkmal aber setzte ihm Paul Heyse in einer ebenso tiefempfundenen wie formvollendeten Nänie, welche die Bedeutung Stielers in der hochdeutschen Lyrik und die Lieblichkeit seines Hochlandsliedes, die mitunter noch zu wenig erkannt und gewürdigt wird, uns klar zum Bewußtsein bringt.

Auf Flügeln des Gesanges erhoben sich nicht wenige dieser zarten Blüten einer holden, heimatechten Kunst und die namhaftesten Komponisten wetteiferten in der Vertonung derselben*).

---

*) Auf Ansuchen gab mir Fräulein Dora Stieler, die Tochter des Dichters die Namen der Komponisten und der vertonten Lieder gütigst bekannt. Es sind:

Joseph Giehrl. Aus den Hochlandsliedern: Nächtliche Pfade, Frühlingsahnen, Im Kloster, Vor Metz, Auf der Wacht, In Augsburgs Gassen. **Robert v. Hornstein.** Hochlandslieder: Waldkind, Frauenchiemsee, Aufbruch, Ohne Wehr, Getroffen, Werinhers Bergfahrt (der ganze Zyklus). **Hermann Hutter.** Hochlandslieder: Bergfahrt, Frau Minne, Sonnige Stunde, Elisabeth, Zum Abschied, Unterm Tor, Minnelied. Neue Hochlandslieder: Braunäuglein, Maiennacht, Forellenfang, Fahr wohl. **Fritz Scheiding.** Hochlandslieder: Werinhers Bergfahrt (der ganze Zyklus). **Wilhelm Weber.** Hochlandslieder: Vor der Schenke, Aufbruch, Trutz und Trost, In Augsburgs Gassen, Letzte Fehde, Getroffen. **Ludwig Kindscher.** Hochlandslieder: Eliland (der ganze Zyklus). **Fr. Pivoda.** Hoch=

Stielers Wirken muß man in seiner Gesamtheit erfassen. Seine ganze Dichtung ist Hochlandspoesie im besten Sinne des Wortes und er selbst hat wohl den berechtigtsten Anspruch auf den Ehrennamen eines „bayrischen Hochlandsdichters“.

Was Ludwig Steub und Heinrich Noe in ihren Prosaskizzen, Meister Kobell in seinen Dialektgedichten und Hermann Schmid und dessen Nachfolger in ihren Erzählungen und Dramen begonnen hatten, das setzte Stieler fort und erweiterte und vertiefte es: die gründliche und naturwahre Schilderung der bayerischen Gebirgsbewohner, ihres Wesens, ihrer Sitte und Sage.

So ist er denn nicht nur ein wichtiges Glied in der Kette dieser Heimatsschilderer, sondern er überragt sie insofern, als er in Poesie und Prosa und namentlich in der hochdeutschen Lyrik auch den Preis seines geliebten Hochlands anstimmt. Hochlandslieder, von so inniger Empfindung durchströmt und von solcher Vollendung der Form, sind unsern Epigonen bisher nicht gelungen und seit Stieler ist dem bayerischen Bergvolk und seiner Natur kein so begeisterter Lobredner mehr erstanden.

In der Dialektdichtung folgte eine ganze Schar von Nachahmern seinen Spuren, die ihm allzu häufig nur die äußern Kunstgriffe abguckten, aber in das Wesen und Fühlen seiner Kunst und des Gebirgsvolkes nicht eindringen konnten.

---

landslieder: Deutsches Leben (der ganze Zyklus). **B. Hollander**, Hochlandslieder: Werinhers Bergfahrt (der ganze Zyklus). **Graf Schönborn.** Eiland (der ganze Zyklus), Fischervolk (der ganze Zyklus). **Albert Fuchs.** Neue Hochlandslieder: Minneweisen (der ganze Zyklus), Bergsagen (der ganze Zyklus). Wanderzeit: Botschaft, Verhängnis, Komm!, Nächtiges Wandern, Sehnsucht, Am Bach, Abendschatten, Dein, Am Herde. **Max Schillings.** Wanderzeit: Wie wundersam, Aus den Nibelungen. **Ludwig Gollert.** Wanderzeit: Im Sturm, Dein, Ja schau mich an, Unzertrennlich, Wie wundersam, Komm!, Im Waldgehege, Vom Scheiden, Sommermorgen, Nächtiges Wandern, Sie haben mich vertröstet, Im Dunkeln. **Karl Beines.** Wanderzeit: Wie wundersam, Komm!, Dein. **Gustav Erlanger.** Wanderzeit: Wie wundersam, Wohin?, Im Haselstrauch, Frau Sonne, Liebesahnung.

Mehr noch als seine mundartlichen Dichtungen leben seine hochdeutschen Lieder im deutschen Volke fort, besonders aber bei seinen Heimatgenossen. Der Glaube an die Unsterblichkeit seiner Hochlandslyrik, der aus dem Gedichte „Überlebend" scheu und zaghaft klingt, betrog ihn nicht und seine prophetische Ahnung ist längst zur hehren Wirklichkeit erblüht:

„So leb' ich doch — im Sonnenlichte
Und längst entschlafen bin ich wach."





Hochlandslieder.





Zum Geleite.*)

Fahrt hin, ihr jungen Weisen,
Sucht Obdach euch im Land!
Bei tapferer Faust von Eisen,
In kosender Frauenhand!

Waldhauch hat euch durchdrungen,
Bergluft und Almenschnee. —
Ich sang euch, wo gesungen
Wernher von Tegrinsee.

Halt' deinen Arm darüber,
Du liedgewaltiger Mann!
Viel Schönheit ging hinüber,
Bergwelt hat ewigen Bann.

Fahrt hin in alle Weiten
Und kündet zu aller Frist
Im Sang von alten Zeiten,
Wie hold die Heimat ist!

---

*) Die Sammlung „Hochlandslieder" widmete der Dichter seiner Mutter.

Ich sang euch in lichter Sonne
Mit leuchtendem Angesicht.
Mein Lohn war meine Wonne
Und andern begehr' ich nicht!

Tegernsee, am Ostertage 1879.

Werinhers Bergfahrt.

Lenz im Walde.

Es sprach der Abt von Tegrinsee:
„Schon nisten unsere Schwalben,
Herr Wernher, macht Euch auf den Weg,
Schaut aus nach unsern Alben!“

Da ging der Mönch den Pfad dahin,
Ihm ward so seltsam zu Sinne,
Es wob durchs tiefe Tannengrün
Ein Singen voller Minne.

Wie ist der Morgen wundersüß
In solchen Maientagen! —
Er sah die wilden Veilchen blüh’n,
Er hörte die Drossel schlagen.

Und immer lauter schlug auch sein Herz:
„Mög’ mich der Himmel strafen!“ — —
Herr Wernher, Euer Herz wacht auf,
Und Euer Herz soll schlafen!

Fichtenschlag.

Durchs Dickicht zog er wie verzückt,
Durch grüne Hochwaldshallen,
Da hört' er fern im Waldesgrund
Den Ruf der Axt erschallen.

Er horchte lang und ging ihr nach,
Seitab ging er von dannen,
Bis er zur höchsten Fichte kam —
Da stunden emsige Mannen.

Er sah sie fällen, die Fichte grün,
Er horchte auf ihr Stöhnen,
Er sah verströmen ihr golden Blut,
Und wie sie stürzte mit Dröhnen.

Die Mannen jauchzten: „Die hat uns wohl
Um lange Mühe betrogen,
Nun aber wird der trotzige Stamm
Ins Kloster hinabgezogen!“

Herr Wernher sah den Mannen zu
Und finster sind seine Brauen,
Und finster wird seine eiserne Stirn,
Ihn faßt es wie leises Grauen.

Mit beiden Händen dämmt er ein
Der Brust gewaltiges Wogen: —
So ward wohl mancher von edlem Stamm
Ins Kloster hinabgezogen!

Auf der Alben.

Und wie er trat aus dem Gehölz,
Da standen die braunen Hütten —
Da tritt des Klosters holde Magd
Herzu mit scheuen Schritten.

Trägt süße Labung ihm herbei
Und frägt nach seinem Begehren
Und kündet ihm, sie wolle getreu
Des Klosters Wohlfahrt mehren.

Zeigt ihm der Herde weißes Vließ
Und all' die Blümlein am Grunde,
Er aber führt die Labung nicht
Zu seinem schweigenden Munde.

Ihm ward zu Sinn, wie einst ihm war
In wonnigen Jugendschmerzen,
Da er noch trug sein langes Haar
Und Sehnsucht im heißen Herzen!

Diemudis.

Diemudis war die Maid genannt,
Die roten Locken quollen:
„Herr, seht Ihr die Gemsen dort an der Wand?
Hört Ihr die Felsen rollen?“

Da fuhr er empor im langen Kleid,
Als griff' er nach Pfeil und Bogen:
„„Wie tausendmal bin zum Gejaid
Ich selber hinausgezogen!

Wie hundertmal bin ich ins Feld
Auf wildem Hengst geritten!
Diemudis, wie viel hab' ich getan,
Wie mehr hab' ich gelitten!""

Wie seine Stirne bebt und schwillt!
Er hat die Faust erhoben —
„„Nun bin ich selber ein armes Wild,
Doch wohlig ist es hier oben!""

Er faßt das Mägdlein bei der Hand,
Die roten Locken quollen:
„„Siehst du die Gemsen dort an der Wand?
Hörst du die Felsen rollen?""

Gefangen.

Sie hatte den blauen Blick gesenkt
Und sprach: „Wie soll ich's Euch lohnen,
Daß Ihr mir so viel Huld geschenkt!
Mög' Leid Euch immer verschonen!

Ich bin des Klosters arme Maid
Und bin dem Kloster zu eigen,
Ich bin nicht frei, wie Ihr es seid,
Was könnt' ich Euch Holdes erzeigen?"

Da sah er sie an so wonnescheu,
Es flammten seine Wangen.
„„Diemudis (sprach er), du bist frei,
Herr Wernher ist gefangen!““

Frau Minne.

Es blitzt sein Aug', es bebt sein Mund,
Ihm ward so süß zu Sinne,
Sie saßen nieder im grünen Grund —
Frau Minne kommt, Frau Minne.

Er sprach: „„Es keimt in Wald und Feld,
Die Blumen grüßen und winken,
Nur einmal noch laß mich die Wonne der Welt
Von roten Lippen trinken!

Von deinen Lippen heiß und weich!““ —
Da hat er sie umfangen . . . .
Der arme Herr Wernher, er war so reich
Mit seinen glühenden Wangen.

Die bunten Blümlein, sie nickten scheu,
Die Vöglein lockten und riefen —
Und über ihnen stieg ein Weih
In flutende Himmelstiefen.

Mit den Falken.

Dann aber hob sein Falkenaug'
Herr Wernher von der Erden:
„„O könnten die zwei Arme doch
Zwei rauschende Flügel werden!““ — —

Und die zwei Arme breitet er
Aus wallenden Gewanden: —
„„O könnt' ich solch ein Falke sein!
Diemud, hast du's verstanden?

Hoch über dir und nah bei dir
So ganz im Blauen schweben! —
Mein ewig Heil, ich gäb' es heut'
Um solch ein Falkenleben!““

Abendstunde.

Und vor der Hütte auf dem Stein
Saß er an ihrer Seite,
Und mancher lange Seufzer gab
Den Worten das Geleite.

Er sprach von ferner Jugendzeit,
Er sprach von fernen Landen,
Er sah es nicht, wie weit und breit
Die Sonnenstrahlen schwanden.

Da schrak er auf — da horcht' er auf —
Was mag der Klang bedeuten?
Doch aus der Tiefe steigt herauf
Des Klosters Abendläuten!

„Leb'wohl, leb'wohl!" — Er war so traut
Zur Seiten ihr gesessen.
Daß tief da drunten ein Kloster lag,
Er hatte es ganz vergessen!

Im Chore.

Im nächt'gen Chor zu Tegrinsee
Da sitzen die Mönche, die frommen,
Herr Wernher war zur rechten Zeit
Zur Mette noch gekommen.

Herr Wernher saß in seinem Stuhl
Und sang die Weise, die alte,
Doch durch sein Beten klang es hin
Wie Vogelsang im Walde.

Und durch sein Beten zog es hin
Wie lauter Blumen und Sonne . . .
„Ich bin dîn, du bist mîn"*) —
Er schloß die Augen vor Wonne.

Dann ward es stille in seiner Brust.
„Mög' mich der Himmel strafen!"
Herr Wernher, Euer Herz wird wach,
Und Euer Herz muß schlafen!

*) Anfang des berühmten, mit Unrecht früher dem Werinher zugeschriebenen Liedes.

Hohenschwangau.

Hiltbolds Burg.

(1220.)

Im Gestein, dem wettergrauen,
Eingewiegt in Waldesnacht,
An zwei Seen, spiegelblauen,
Steht ein Schloß auf hoher Wacht.

Aus der Walchen fernen Tagen
Trägt noch manchen Stein der Bau.
König Dietrichs Goten lagen
Pfadesuchend hier im Gau.

Welfentrutz saß hier im Horste
Und auf urwalddunkler Spur
Zog im finstern Tannenforste
Elch und Eber, Bär und Ur.

Doch die Wildnis ist zergangen,
Und soweit von Bayerland
Berge hin nach Schwaben hangen,
Steht kein schön'res Schloß im Land.

Und wer fragt um Burg und Zinne,
Nach dem Herrn von Wald und Au,
Der wird deines Namens inne:
Hiltebold von Swanegau!

Ein Minnesänger.

Hiltebold von Swanegaue,
Weithin klingt dein Saitenspiel!
Und dein Lied gilt holder Fraue,
Welcher Sang hat süß'res Ziel?

Wer in deinen Kemenaten
Wandermüd' zu Raste geht,
Dessen Sinn ist wohlberaten,
Ob die Welt im Winter steht.

Denn beim Gold von Lied und Reben
Ist die längste Nacht nicht lang,
Mehr als Macht und Burg und Leben
Wert' ich solchen süßen Sang.

Einsamkeit.

Hoch im Gaden, laubumwoben,
Klingt der Saiten Goldgetön
Und Herr Hiltbold singt da droben:
Einsamkeit, wie bist du schön!

Allen Winden will ich lauschen,
Rauhem Nord und lauem Föhn,
Waldesodem, Bergbachrauschen —
Einsamkeit, wie bist du schön!

Und ein Wildschwan fliegt vorüber
Südwärts in den blauen Höh'n.
Mir ist stille Heimat lieber —
Einsamkeit, wie bist du schön!

Elisabeth.

(1258.)

Der Abend sinkt, der Lenzwind weht,
Fort sind die Mannen;
Im Söller lehnt einsam Elisabeth
Vor den rauschenden Tannen.

Der Staufenkönig war ihr Gemahl,
Der ist geschieden. — —
Sie lugt hernieder; um Wald und Tal
Schwebt Abendfrieden.

Der ist gesenkt in die kühle Gruft —
Und wer gewesen
Sein Weib, kann auch in Waldesduft
Nicht mehr genesen!

Öd' ist das Reich, zerstreut das Heer
Und tot mein König —
Wie fand ich doch so viele Ehr',
Und Glück so wenig!

Schweres Ahnen.

Des Bayernherzogs blonde Schwester,
Des Staufenkönigs Eh'gemahl,
Sie zog den keuschen Gürtel fester,
Es rauscht der Nachtwind durch das Tal.

Und ihr zu Füßen spielt ein Knabe
Im Samtgewand, verbrämt mit Feh.
Sie sprach: „Dein Vater liegt im Grabe,
Dein Erb' ist Deutschland und sein Weh."

Sie küßt ihm beide Augen sachte,
Sie wiegt ihn kosend auf den Knie'n,
Sie weinte leis, dieweil er lachte . . .
„Mein Schmerzensreich, mein Konradin!

Was magst du Leides noch erfahren
In deutschen Gau'n und welschem Land?"
Und mit des Knaben gold'nen Haaren
Spielt ahnend ihre weiße Hand!

Totenklage.

(1268.)

Es rauscht daheim im Tannenwald,
Die Drossel hat ausgesungen,
Der Abend verglimmt und das Läuten verhallt
Um König Konrad den Jungen.

Ihn traf der Henker und alsofort
Hat den Henker ein Dolch durchdrungen:
Er sollt' sich nicht rühmen, daß er gemord't
König Konrad den Jungen.

Dann hat sich aus blauer Himmelsflut
Ein Adler niedergeschwungen
Und zog seinen Fittich durchs rote Blut
Von König Konrad dem Jungen.

Weit draußen aber an deutschem Geländ'
Ist manches Herz zersprungen —
So ging der Staufen Pracht zu End'
Mit König Konrad dem Jungen!

Zerfallen.

(1648.)

Nun ist zerfallen das Gebälk,
Zergangen das Gemäuer;
Der Riegel Rost, das Gärtlein welk,
Und öde Saal und Scheuer.

Und wer noch auf Verderben sann,
Fand nichts mehr zu verderben;
In dreißig Jahren Krieges zerrann
Das Erbe samt den Erben.

So einsam liegt im Tannendicht
Die Burg mit ihren Auen,
Viel blaue Augen schlossen sich —
Nur die zwei Seen blauen.

Viel rote Lippen wurden stumm,
Es brach der Schwan die Schwingen
Und nimmer schallt ein Sang ringsum,
Als den die Vöglein singen!

Auferstehung.

Alte Burg im Fichtengrunde,
So ist all' dein Ruhm dahin,
All' dein Ruhm von Hiltbolds Munde
Und von König Konradin.

Laß sie schwinden — Zeit und Dinge!
Aber du geduld' dich fein;
Wohl zweihundert Jahresringe
Wachsen noch im Walde dein:

Dann wird neue Lenzluft wehen,
Wieder hebt dein Zauber an,
Dein Gebäu wird auferstehen
Und zum Phönix wird dein Schwan,

Wenn das Banner wallt der Schyren,
Vor dem Hof hallt Hufgedröhn —
Und ein König wird dich küren:
Einsamkeit, wie bist du schön!

Deutsches Leben.

Hinzula.

Ich bin des Klosters Weidgesell'
Und trag' ein Wams von Wolfenfell,
Zieh' über Berg den Hirschen nach,
Da steht ein Hüttlein ob dem Bach
  Mit braunem Dach —
  Hinzula von der Alben!

Sie ist des Klosters eigen — nein,
Mein eigen will die Traute sein,
Da rast' ich gern von dem Gejaid
Wohl eine liebe, lange Zeit:
  Viel holde Maid —
  Hinzula von der Alben!

Ihr Mund ist rot, ihr Hals ist weiß,
Sie blühet wie ein blühend Reis,
Sie ist so froh wie die Vögelein,
Sie ist so süß wie die Blümelein
  Und sie ist mein —
  Hinzula von der Alben!

Von Sunnwend' bis Sankt Jakobstag
Zieh' ich zu Berg durch Holz und Hag.
Sie fragen: Wo mag der Schalk wohl sein?
Bei Bären und Wölfen?? O nein, o nein!
Du weißt's allein —
Hinzula von der Alben!

Frauenchiemsee.

Die Wälder ruh'n, die Berge blauen,
Es spielt der Wind auf weiter Flut,
Da sitzt im Söller unserer Frauen
Frau Irmintrud.

Sie spricht: „Mein Herz ist jung an Jahren,
Noch ist mein Mund der Minne hold —
Mein Vater ist mit dem Kaiser gefahren
Um Ehr' und Sold.

Meine Mutter rastet im kühlen Sande
Und meines Liebsten Treu' und Stet',
Die hat schon lang im fremden Lande
Der Wind verweht."

Es rauschen die Linden in leisem Schauer,
Es wirft der Wind die Blüten herein,
Die Schwalbe schwirrt um die hohe Mauer —
„Ich bin allein!"

Frau Irmintrud mit den gold'nen Haaren,
Frau Irmintrud mit dem süßen Blick,
Sie spricht: „So schau' ich hinaus seit Jahren . . .
Und wart' auf Glück!"

Vale.

Ich bin der Mönch Waltramus,
Dem seliges Leid geschah,
Ich läute die Abendglocken:
Vale carissima!

Es steht eine Burg am Berge,
Wo ich die Traute sah,
Mein Herz klingt in die Glocken:
Vale carissima!

Fern soll mir stehen Minne,
Und stand mir doch so nah!
Es steht ein Kloster im Tale:
Vale carissima!

Sonnige Stunde.

(Auch eines Mönches Lied.)

Ich sitz' allein
Beim goldenen Wein,
Der glitzert so klar in der hellen Schale.

Um mein Gesicht
Strömt Sonnenlicht,
Das spielt um die Bogen im Klostersaale.

Ich träumte mich fort —
Ich war wieder dort,
Wo die Heimat grünt und die Bergeshalde.
Im wachen Traum
Unter rauschendem Baum
Ruh' ich wie einst im Odenwalde.

Ich reit' in die Schlacht,
Der Eisenhelm kracht,
Es stürzen vom Hengst die Ritter und Grafen. —
Ihr Aug' zuckt wild,
Auf dem ehernen Schild
Seh' ich den ewigen Schlaf sie schlafen.

Ein Söller glänzt,
Von Reben bekränzt,
Da sitzt eine minnige Maid am Rocken.
Ihr Aug' ist rein
Und ihr Herz ist mein.
Ich schmiege die Hände um ihre Locken!

Meine Wimper sank,
Wie ein Zaubertrank
So war der Trunk aus glitzernder Schale.
Mein Herz ging auf,
Es stieg herauf,
Als wollt' es sich sonnen im Sonnenstrahle!

Fahrend Volk.

Daß ich so lieb die Freiheit hab',
Das ist mein Leid im Leben!
Möcht' alles, was mir mein' Mutter gab,
Um Freiheit von hinnen geben.

Denk' oft, wenn ich ein Hirt nur wär'
Auf grüner, sonniger Weide,
Ich zög' mit den Winden hin und her
Über die wogende Heide!

Denk' oft, wenn ich ein Landsknecht wär',
Das Wams und die Seele offen,
Im welschen Land, im deutschen Heer,
Heut' selig, morgen getroffen!

Dann aber möcht' ich ein Spielmann sein
Und ziehen durch alle Gauen,
Zum Burgtor hinaus, zum Burgtor hinein —
Im Söller lauschen die Frauen.

Möcht' alles, was mir mein' Mutter gab,
Um Freiheit von hinnen geben.
Daß ich so lieb die Freiheit hab',
Das ist mein Leid im Leben!

Gefangen.

(Nach Hartmann von der Aue.)

Wie mag ich wohl die Maienzeit
Verbringen ohne Minn' und Maid?
  Des ist mir leid!

Wie soll ich wohl den Sommer lang
Verbringen ohne Blum' und Sang?
  Des ist mir bang!

Wie soll mir doch des Herbstes Schein
Verscheinen ohne gold'nen Wein?
  Des heg' ich Pein!

So ist mir's Winter immerdar
Und wird wohl auch bald weiß mein Haar —
  Das red' ich wahr!

Vor Accon.

Da lieg' ich im fremden Land,
So wund seit Wochen
Und über mein Leben ist
Der Spruch gesprochen.

Ich hab' mein Aug' entwöhnt
Vom Sonnenglanze
Und meine Hand entwöhnt
Von Schwert und Lanze.

Ich hab' mein Herz gelöst
Von Weib und Kinden,
Hab' meiner Taten gedacht
Und meiner Sünden!

So grüß' ich euch tausendmal
Am Scheidewege —
O, wär' es deutsches Land,
Darin ich läge!

Letzter Odem.

Alle sind zur Ruh' gegangen
Und die Wimpern schließ' ich zu,
Wimpern, drin die Tränen hangen,
Sterben, o wie schwer bist du!

Stirn und Wangen fühl' ich beben,
Fieberbleich und fieberrot —
O, wie selig ist das Leben,
O, wie bitter ist der Tod!

Erkerlied.

Auf hoher Burg im Erkerturm,
Da sitz' ich bei der Kunkel,
Bis mich die Dämmerung umspinnt,
Und lug' hinaus ins Dunkel:

Ob nicht der Liebste kommt des Wegs,
Der all' mein Herz gewonnen;
Aus weißen Linnen hab' ich schon
Das Brauthemd mir gesponnen.

Er aber weilt in weiter Fremd'
Und zieht bergauf, bergunter — — —
Er aber trägt ein eisern Hemd,
Ein eisern Herz darunter!

Im Turme.

Seit Monden wohl, seit langen,
Gretlin, gedenk' ich dein;
Nun hab' ich dich gefangen,
Gretlin, nun bist du mein!

Es ging vor deinen Handen
Mein Herz ohn' Schlüßlein auf!
Lug' aus nach allen Landen,
Bergunter und bergauf:

Hier herrsch' ich über die Erden
In Sonnenschein und Sturm,
Magst du mein Schwälblein werden
Und nisten auf meinem Turm?

Mein Haus ist hoch erhaben,
Mein Werk ist hoch gestellt —
Und lieber kann keiner haben
Dich drunten in der Welt.

Junges Nest.

Im Sommer, da gibt's Erntezeit!
Heut' sind wir noch zu zweien;
Doch wenn man die goldenen Ähren schneid't,
Derweil sind wir zu dreien!

Der's so gelenkt, der's so gelegt,
Wird's fröhlich weiter lenken. —
Wer mag's, daß er gern Röslein trägt,
Dem Rosenstrauch verdenken?

Vor der Wiege.

An deiner kleinen Wiege steh' ich
Und horche, wie sich's drinnen regt,
In deine kleinen Züge seh' ich
Und lausche, wie dein Herze schlägt.

Wird es im Sturm, wird es im Frieden
Durch dies bewegte Leben geh'n?
Das Schicksal, das dir einst beschieden,
Kein Blick der Liebe kann es seh'n.

Und dennoch will ich fest vertrauen,
Denn eines gab dir das Geschick:
Schon deine Kinderaugen schauen
Hinein in helles, volles Glück.

Nie fühlt' ich so mit tiefster Wonne
Das selige Beisammensein
Und dies Gefühl wird deine Sonne
Und dieser Segen ist auch dein.

Der gute Engel, der vor Jahren
Die Arme schützend schlang um mich,
Er wird auch dich dem Heil bewahren,
Sein Mutterauge hütet dich.

An deiner kleinen Wiege steh' ich
Und horche, wie sich's drinnen regt,
In deine kleine Züge seh' ich
Und lausche, wie dein Herze schlägt.

Zur Jahreswende.

So ründet sich das Jahr in Gnaden,
Vom Münster klingt es, Wetter weht;
Ich sitz' daheim in meinem Gaden —
Dies mein Gebet:

„Das neue Jahr, dir bring' es Frieden
Und Trost zuerst, du deutsches Land!
Denn an dem Teil, das dir beschieden,
Trägt jede Hand.

Bei mir, in meinen Kemenaten,
Gib allen Augen Sonnenschein,
Spar' du mir Leid, ich sorg' für Taten —
Gott hüte mein!

Und soll mich sehren eine Wunde,
Denn feig wär' der, der Wunden mied' —
So heil' mir die bei rotem Munde
Und holdem Lied!"

Unter der Linde.

Wandergruß.

Im grünen Hochland liegt ein Steig,
Gar traulich anzuschauen.
Fern sieht man leuchten durch das Gezweig
Den Tegrinsee, den blauen.

Und weite Wälder sind rings umher,
Und hohe, betaute Fluren,
Die Berge glänzen — wir geh'n einher
Auf tausendjährigen Spuren.

Denn uralt war der Saumpfad dort
Mit seinen granit'nen Stufen,
Oft gräbt der Pflug noch die Splitter auf
Von eisernen Speeren und Hufen.

Im Grünen sieht man das braune Dach
Einsamer Gehöfte verschwinden
Und jedes Feld ist noch umhagt
Von tausendjährigen Linden.

Dort zog ich schweigend querfeldein,
Von all' dem Zauber umflossen;
Der Vogelsang und der Sonnenschein,
Das waren meine Genossen.

Da legt' ich mich nieder zur süßen Rast
An einer uralten Linde,
Es wiegt mich in Schlummer ihr Blütenduft
Und der leise Gesang der Winde.

Das war wie ein tiefer Zauberschlaf,
Mir ward es innen so lichte — —
Es rauscht' mir die Linde ins träumende Herz
Ihre tausendjähr'ge Geschichte!

Heilige Pilger.

(VIII. Jahrhundert.)

Ich war ein zager, grünender Stamm
Und Urwald lag allerwegen,
Durch den der Bär gezogen kam;
Urmächtig war Sonne und Regen.

Waldvögel flatterten durchs Holz,
Wildveiglein blühten am Grunde,
Ein Menschenantlitz — ich hatt' es noch nie
Gesehen bis zur Stunde.

Da kam ein Zug von Mannen einher,
Die langen Gewänder wallten, —

Sie trugen die Axt, sie trugen den Speer,
Es waren Hünengestalten.

„Hier laßt uns rasten und nächtigen heut',
(Sprach einer mit lauten Befehlen)
So haben wir Buren*) dem Herrn geweiht,
Gott gnad' es unseren Seelen!"

Dann bauten sie Hütten aus grünem Laub
Und banden ein Kreuz aus den Zweigen,
Das richten sie auf vor ihrem Gelaß,
Eh' sie zum Schlummer sich neigen.

Sie knieten nieder im tiefen Wald
Und beteten laut zusammen.
Es hatte ihr Wort so mächtigen Klang,
Ihr Aug' so heilige Flammen!

Ich horchte noch lang, wie die Stürme wild
Die nächtigen Wipfel peitschen,
Doch mir zu Füßen schlief süß und mild
Winfried, der Apostel der Deutschen!

Waldeinsamkeit.

(IX. Jahrhundert.)

Dann aber gingen Jahre ins Land
Dahin über Wald und Fluren,
Eh' ich wiedersah eines Menschen Hand
Und eines Fußes Spuren.

*) Buren = Kloster Benediktbeuern.

Wie wunderstille war's da im Wald,
Es klangen nur Vogelstimmen;
An meinen schwellenden Blüten hing
Der summende Schwarm der Immen.

Das Sonnenlicht, es fiel durchs Grün
Und glitzert' im dunklen Moose,
Hoch wuchs empor an meinem Stamm
Die wilde Heckenrose.

Und durch die leuchtende Vollmondnacht
Kam schweigend der Hirsch gegangen,
Von einer stummen, verzückten Pracht
War alles Leben gefangen.

Und wenn es dann rauschte im langen Flug
Durch all' die Wälder, die weiten, —
Das war wie ein letzter Atemzug
Aus Wodans gewaltigen Zeiten!

Hunnenzug.

(X. Jahrhundert.)

Und wieder war's eine rauhe Nacht,
Die Wipfel im Sturme sausend,
Da zog eine wilde Jagd heran,
Viel tausend und abertausend.

Auf kleinen Rossen, schwarz und scheu,
Behende, braune Gestalten,
Die wollten hier am Waldesrand
Ihr nächtliches Lager halten.

Es flackerten rings über Tal und Höh'
Wachtfeuer in hellen Mengen
Und morgen wollen sie Tegrinsee
Und Buren in Glut versengen.

Auf allen Pfaden starrt wildes Verhau,
Verschüttet sind alle Brunnen,
Es klingt der Angstruf von Gau zu Gau:
Die Hunnen kommen — die Hunnen!

Und drinnen im Kloster zu Tegrinsee,
Da wurden verschlossen die Tore,
Da wurden verteilt und gesegnet noch
Die Waffen im nächtlichen Chore.

Es brach der Vollmond durch das Gewölk
Und durch die Wipfel, die alten,
So hat mein Ast als schwankender Zweig
Den Schild der Hunnen gehalten. —

Doch als der Vollmond wieder kam,
Da war es grausig, zu lauschen! — — —
Da war kein Stein auf dem andern mehr,
Nur die einsamen Wälder rauschen!

Minnelied.

(XI. Jahrhundert.)

Hoch über der Welt liegt Sternenglanz,
Die Bäume flüstern im Winde,
Da schleichen zwei durchs tauige Feld
Unter die grünende Linde.

„Otfried, bist du's?" „„Bist du's, Gerlind?""
So fragen die zwei mit Bangen,
Dann ist in einem seligen Kuß
All' ihre Antwort zergangen.

„Bei Gott, wenn es mein Vater wüßt',
Er täte mich morgen bannen!"
„„Und wüßt' es der meine, wie du mich liebst,
Ich müßte heut' noch von dannen!""

Sie neigte zurück ihr goldig Haupt,
Er faßt' es mit beiden Händen:
„„So laß uns denn zu dieser Frist
Das Leid in Wonne wenden!

Die Vögelein und die Veigelein
Sind alle schlafen gegangen,
Dieweilen wir so traut allein
Am Hals einander hangen.""

Und unter der Linde tiefem Dach
Saßen die beiden nieder,
Nur manchmal fernes Rüdengebell —
Und totenstille war's wieder.

So wurden zwei in stiller Stund'
Einander ganz zu eigen,
Die alte Linde, sie deckt ihr Glück,
Sie deckt es mit Grün und — Schweigen!

Ins heilige Land.

(1189.)

Da ritt eine frohe reisige Schar
Am Waldessaum von dannen,
Die Ritter trugen ein rotes Kreuz,
Ein rotes Kreuz die Mannen.

Es trugen's die Mönche auf ihrem Gewand,
Ich sah ihre Mäntel wogen;
Die sind von hinnen ins heilige Land
Mit Barbarossa gezogen.

Und wiehernd bäumt sich der Hengst empor
Und leuchtend blitzen die Speere,
Sie sangen Psalmen im lauten Chor,
Sie sangen von Gottes Ehre!

Am Marchfeld ist ihre Sammelstatt,
Dem Schlachtfeld gilt ihr Sehnen —
Schon wartet auf ihr jubelndes Herz
Der Pfeil der Sarazenen!

Sie haben geworben um Kriegesdienst,
Sie haben so geworben,
Daß ihnen wohl die Seele genas,
Dieweil ihr Leib verdorben.

Ich sah ihnen nach durch den tiefen Wald,
Ich sah ihre blühenden Glieder,
Ich harre ihrer viel' hundert Jahr' —
Und auch nicht e i n e r kam wieder!

Herr Walther.

(1209.)

Ein Spielmann zog gen Tegrinsee,
Den sah ich vom Rosse steigen,
Es lief sein Roß in den grünen Klee,
Er griff nach seiner Geigen.

Er ließ sich nieder auf einen Stein
Unter der blühenden Linden,
Er stützt das Haupt in die Hände sein,
Als wollt' er Tiefes ergründen.

Ihn kümmert die Welt und ihre Not,
Die hält sein Herz gefangen;
Denn Recht ist wund und Zucht ist tot
Und Ehre ist zergangen.

Es ist zerwühlt das deutsche Reich
Wie Meer von allen Winden. — —
„Wie soll bei solchem Ungemach
Mein Herz noch Freude finden?

Und dennoch — käm' ich nimmer fürwahr
Zu End' mit meinem Leide:
Ich müßt' mich schämen ganz und gar
Vor der blumigen Heide!

Die blüht ja auch und der Himmel lacht —
Ohn' Freude tauget keiner!
Ich hab' so manchen schon froh gemacht,
Bin doch der Werten einer!

So will ich denken an roten Mund,
An Frauen-Schöne und -Güte,
Die löschet das Trauern zu jeder Stund'
Und lichtet jedes Gemüte."

Da griff er nach seinem Saitenspiel:
„Frau Minne, dich will ich grüßen!"
Es horchten zu Häupten der Vöglein viel',
Es horchten die Bäumlein zu Füßen.

Wer war der Sänger — wie hieß sein Lied?
Das will ich dir treulich künden:
Herr Walther von der Vogelweid',
Hier sang er — „Unter der Linden".

Hagens Geschoß.

(XIII. Jahrhundert.)

Zwei Männer lagen in Fehd' und Streit,
In Fehde auf Tod und Leben;
Hier trafen sie auf einander, die zwei;
Ihr Antlitz sah ich erbeben.

Der eine war jung und hold und schön,
Der glich dem Hirsch, dem schlanken;
Der andere war wie ein grimmer Bär,
Der zornig erhebt die Pranken.

Und zischend flog ein schwirrender Pfeil
Dem Jungen mitten durchs Herze,
Es hatte der Junge nimmer Weil'
Zum Klagen oder zum Schmerze.

Wie Siegfried lag er im grünen Wald,
Den Hagen sollt' keiner wissen! — — —
Ich aber sah's, wie zur selben Stell'
Die Wölfe ihn zerrissen!

Kaiser Ludwig der Bayer.

(1347.)

Zwei Mönche hielten im Schatten Rast,
Zum Jagen beide bewehret,

Da sprach der eine: „Herr Arbogast,
Habt Ihr die Kunde gehöret:

Vom Kaiser Ludwig die schlimme Mär?
Es sind noch keine zwei Wochen,
Da ist er gezogen hinaus zum Gejaid
Und sterbend niedergebrochen.

Sein Herz, das war ihm gebrochen längst —
Der hatte viel Leid getragen;
Der ging wohl wund zum letzten Gang,
Hinaus in den Wald zum Jagen!"

„„So ward sein Sehnen nimmer gestillt,
Vom Bannfluch sich zu lösen?
Fluch über die Welschen, die ihn gebannt,
Weil er zu deutsch gewesen!

Im Kloster drinnen, da tragen sie Scheu
Vor Rom und den purpurnen Stühlen,
Hier aber ist's einsam — hier sind wir frei,
Hier sagen wir's, wie wir's fühlen!""

Und zürnend stieß er in meinen Stamm
Mit seinem gewaltigen Speere —
So hab' auch ich um den Kaiser geweint
Gar manche goldene Zähre!

Lindenblüten.

(XV. Jahrhundert.)

Es zog des Wegs ein junger Mönch,
Der hat ein Buch getragen
Und soll dem Abt von Tegrinsee
Den Gruß von Chiemsee sagen.

Und daß das würdige Gotteshaus
Ihm sende köstliche Gabe,
Es sei das allerholdeste Buch,
Das es im Schreine habe.

Und weil der frühe Tag noch blaut,
So ließ der Mönch sich nieder,
Er öffnet das Buch und las es laut,
Er las es immer wieder.

Er las von Kämpfen, stolz und hehr,
Davon die Lieder melden,
Von Felsgezack und blauem Meer
Und wundersamen Helden.

O holdes Weib, das einst betört
Den Helden alle Sinne! —
Da gehrt sein Arm nach solchem Schwert,
Sein Herz nach solcher Minne!

Ihm ward so wonnig und so weh
Und seine Wangen glühten —
Es fielen herab in die Odyssee
Die deutschen Lindenblüten!

Falkenhorst.

(XVI. Jahrhundert.)

Einst horstete ein grauer Falk
Zu höchst in meinen Gezweigen,
Der hatte gesehen Land und Meer,
Es war ihm alles zu eigen.

Der sprach: „Ich war an des Kaisers Hof,
Bei „Max, dem letzten Ritter“,
Es lockten mich kosend die Edelfrau'n
Durch das vergüldete Gitter.

Ich sollte werden zur Reiherbeiz'
Der allerbesten einer,
Doch manchmal stieß mich der Falkner an:
„„So widrig wie du ist keiner!““

„Und als ich einst in die Lüfte stieg,
Da haben's die Lüfte gewonnen —
Den Reiher warf ich ihnen hinab,
Ich selber bin nimmer kommen!

Ich flog und flog — (so sprach der Falk,
Und die funkelnden Augen rollt' er)
Des Kaisers Dienst ist hoher Dienst,
Doch Freiheit ist noch holder!“

Auf der Flucht.

(XVI. Jahrhundert.)

Ein junger Mönch, gar schön und frank,
Der wollte ein Mägdlein minnen,
Da wußt' ihm das Kloster wenig Dank,
Er zog in der Nacht von hinnen.

Sie setzten ihm nach; er wich und wich
Bis an den frühen Morgen,
Schon sind sie ihm nah' — da hat er sich
In meinem Gezweig verborgen.

Er sprach: „Frau Linde, ist doch dein Blatt
Gleich einem Herzen gestaltet,
So gibst du auch dem wohl Ruhestatt,
Dem Minne im Herzen waltet!“

Und drunten jagten die Reiter vorbei
Und schalten in lautem Grimme!
„„Den geben wir nimmer sein Lebtag frei!““
Und dann — verklang ihre Stimme.

Er sprach: „Weiß Gott, wo in weiter Welt
Ich noch mein Obdach finde —
Nun flink! — Leb wohl, du grünes Gezelt,
Hab Dank, du getreue Linde!“

Im Schwedenkrieg.

(1632.)

Es hat der Mangfall grünes Schilf
Der Schweden Fuß zertreten;
Ihr Kanzler hieß Herr Oxenstjern',
Da lernten die Kinder beten!

Der Schwed', er trug sein Lederwams
Und drüber den eisernen Degen,
Viel' Jahre ist ihre eiserne Faust
Auf dem grünen Hochland gelegen.

Der Bauer verstand ihre Sprache nicht,
Wenn sie drohende Mahnung sandten. —
Doch wenn sie holten sein goldenes Korn,
Das hat er mit Unmut verstanden!

Der Schwede, er war gefürchtet rings
Wie der leibhaftige Böse.
So manche Wallfahrt ward damals getan,
Daß Gott uns von ihm erlöse!

Da sanken in Asche der Häuser genug
Und mancher Baum sank zu Boden,
Bis unser Eisen ihr Eisen schlug —
So mancher sank zu den Toten!

Ich aber war ihrer Axt zu hart,
Sie hämmerten manche Stunde,
Es trägt mein Stamm aus dem Schwedenkrieg
Noch heut' seine klaffende Wunde.

Winternacht.

(1705.)

Der Mond erglänzt in eisiger Pracht,
Verschneit sind Berg und Halde
Und glitzernd liegt die Winternacht
Über dem einsamen Walde.

Tief zieht im Schnee des Wildes Spur
Und mancher Stamm ist gebrochen
Unter der weißen Riesenlast
In stürmenden Winterwochen.

Doch drüben im Kirchlein zu Jörgensried,
Da glänzen die Fenster, die alten,
Da ziehen mit leuchtenden Fackeln empor
Viel' dunkle, fromme Gestalten.

Vom Kirchlein zu Jörgensried, da schallt
Das mitternächt'ge Geläute
Dahin durch den stillen, den glitzernden Wald.
Denn — Weihnacht ist es ja heute!

Doch ihrer viele sind heute fern —
Und wenn es beginnt zu tagen,
Dann wird mit Sense und Morgenstern
Die Sendlingerschlacht geschlagen.

Zerfallen.

(1806.)

Zwei Männer gingen den Pfad vorbei,
Da hört' ich die beiden klagen:
„Das alte, tausendjährige Reich,
So ist es wirklich zerschlagen!

Und wie ein morscher Bau zerfällt,
So ist es in Schutt zerfallen;
Es gibt kein Deutschland, kein Vaterland mehr,
Es gibt nur fremde Vasallen!"

Und über die weiten Wipfel hin
Trugen dies Wort die Winde:
„Es gibt kein Deutschland, kein Vaterland mehr!" — —
Du arme deutsche Linde!

Da ist mir's wie Schauer tief und leis
Durch die alten Glieder geflossen —
Ich sah es ja gründen, dies deutsche Reich,
Von Karl und seinen Genossen!

Es gibt kein Deutschland, kein Vaterland mehr,
Und nur in Träumen und Sagen
Lebt sie noch fürder, die alte Mär' —
Der Wald wird sie hüten und tragen,

Bis einst ein anderes starkes Geschlecht
Der alten Größe gedenket
Und wieder gründet das alte Recht
Und neue Größe uns schenket!

Ich aber bin welk und vermodert dann
In jenen fernen Tagen, —
Es blitzte so oft über meinem Haupt —
O, hätt' mich ein Blitz erschlagen!

Auferstehung.

(1871.)

Der Sonntagmorgen war blau und klar,
Welch wundersames Geläute!
In jauchzenden Scharen wogt das Volk,
Welch freudiger Tag tagt heute?!

Und jeder trägt sein Feierkleid,
Die wallenden Fahnen wehen,
Sie kommen von nah und fern herbei,
Sag an, was ist geschehen?

Der Sonntagmorgen ist blau und klar,
Es rauschen die Wälder im Winde
Und ein Altar ist aufgebaut
Hoch unter der grünenden Linde.

Dort wird in freier, wogender Flur
Das Siegesfest gehalten.
„Hoch lebe der Kaiser und hoch das Reich!“
So rufen die Jungen und Alten.

Und Glockenschall und Trompetenklang,
Das ist hier jubelnd erklungen

Und die hier stehen — sie haben im Blut
Das Vaterland wieder errungen.

Die alte Linde — sie schauert leis
Und all' ihre Wipfel beben: —
Gern hab' ich gelebt um diesen Tag
Mein tausendjähriges Leben!

Wandergruß.

Da wacht' ich auf aus dem tiefen Schlaf,
Schon kamen die blauen Schatten,
Der Himmel war klar und leise fiel
Der Tau auf die blumigen Matten.

Auch meine Wimper — sie war betaut,
Ich fühlte mein Herz erbeben,
Als hätt' ich zu tief hinabgeschaut
In deutsches Land und Leben.

Das Abendgeläut' in der Ferne verklang,
Das Licht des Tages ward müde,
Hoch in den Zweigen die Drossel sang,
Ringsum lag Segen und Friede.

So stand ich dort auf dem alten Steig
Mit seinem Gestein, dem grauen,
Und dämmernd sah ich durch das Gezweig
Den Tegrinsee, den blauen.

Gott mög' dich schützen, mein Vaterland,
Wie Saaten vor Sturm und Winde! — — —
Ich wand're dahin am Waldesrand,
Hab' Dank, du getreue Linde!

Posthuma.

Ausritt.

(1189.)

Es steht ein Schloß in Hochwaldtannen.
Doch Accon ist ein ruhlos Wort!
So zog mit schildbewehrten Mannen
Ein Ritter fort.

Landfahrt und Meerfahrt lange Wochen
Ward wohl ihr Teil und Sturm und Flut;
Dann ist im Sturm ihr Schiff zerbrochen
Mit Mann und Gut.

Und einsam war daheim genesen
Sein jung Gemahl, Frau Chunilind . . .
Wie wär' die Heimkehr froh gewesen
Zu Weib und Kind!

Von deutscher Burg, der wettergrauen,
Lugt sie wohl oft mit nassem Blick
Und ferne liegt im Meer, im blauen,
Ein deutsches Glück!

Wiegenlied.

Der Wächter schweigt, die Zinnen ragen,
Im Söller sitz' ich ganz allein.
O Kind, das ich mit Leid getragen,
Schlaf' ein, schlaf' ein!

Die Wiege wiegt in sachtem Bogen,
Wie könnt' ich reich und selig sein!
Ich denk' an ferne Meereswogen — —
Schlaf' ein, schlaf' ein!

Schau' — wie es lächelt traumgetragen! — —
Im Söller sitz' ich ganz allein.
O könnt' ich meinem Kummer sagen:
Schlaf' ein, schlaf' ein!

Vermächtnis.

Gedeih', mein Kindlein! Laß mich lauschen
Dem Stimmlein, fein und minniglich;
Ich hör' nur immer Wogen rauschen,
Nun hör' ich dich!

Es sang mir einst wohl süße Weisen
So mancher Spielmann. Um mich her
Ward manchem Ritter unterm Eisen
Das Herze schwer.

Nun ward am schwersten doch das meine,
Und unempfangen ließ ich viel
An Wonnen und an Sonnenscheine,
An frohem Spiel.

Jung war die Jugend mir zerflossen;
Es schloß mein Herz dem Glück sich zu.
Was ich an Glück ließ ungenossen,
Genieß' es du!

Stille Gedanken.

O Posthuma, du kleine Waise,
Dereinst wird kommen doch die Zeit,
Wo du wirst fragen traut und leise
Um all' mein Leid!

Ob nie dein Vater kehrt nach Hause!
Warum verrostet Speer und Erz?
Warum so still ist Burg und Klause
Und auch mein Herz?

So träumt im Erker Chunilinde;
Nie flog um schön'res Haar der Wind —
Stumm blickt auf sie das Ingesinde,
Süß schläft ihr Kind.

Getreuen Tod in jungen Tagen
Trug wohl mein Ritter ohne Scheu —
So will auch ich das Leben tragen,
Dem Treuen treu.

Landsknechtslieder.

Vor der Schenke.

Ich bin von heim gelaufen,
Vom Bergdorf reichsstadtwärts,
Denn meine Faust möcht' raufen
Und wandern möcht' mein Herz!

Drum hab' ich mich verschrieben
Dem Frundsberg, meinem Herrn,
Möcht' trinken, streiten und lieben
Und schweifen in die Fern'.

Daheim wird wohl von allen
Der arge Heinz gesucht. —
Die glauben, ich läg' zerfallen
In tiefer Felsenschlucht.

Wo werd' ich einst wohl liegen — —
In Welschland oder am Rhein?
Hei! — kriegen, siegen, liegen,
Heia! spielt auf, schenkt ein!

Trutz und Trost.

Und mag's dem Bürger wohlergeh'n
Daheim im trägen Glanze —
Wir aber wollen draußen steh'n
Im Wetter auf der Schanze!

Uns war kein Lager je zu eng,
Uns macht' kein Sturmwind zagen,
Wir wollen froh im Sturmgedräng'
Die arme Seele wagen.

Denn Feuer flammt in unsrer Brust
Und aus den eisernen Stücken,
Und wen die Kugel treffen mußt',
Den traf sie nimmer im Rücken.

Und müssen wir auch Stund' für Stund'
Um unser Leben werben —
So bleibt uns doch der Trost vergunnt:
Unkraut kann nimmer verderben!

Aufbruch.

Die Trommel hallt durch die Straßen,
Die Pfeifer gehen voran,
So ziehen wir durch die Gassen,
Geschlossen Mann an Mann.

Da sah ich grüßen und winken
Der Mägdlein mancherlei,
Da sah ich dein Auge blinken
Wie Sonnenglanz im Mai!

Zum Sturm mag es nun gehen,
Zur finsteren Schlacht — mag sein!
Weil ich noch einmal gesehen
Solch' fröhlichen Sonnenschein.

In Augsburgs Gassen.

Ich bin auf allen Wegen
Gefahren durchs deutsche Land,
Vor Straßburg bin ich gelegen,
Den Welschen bin ich bekannt.

Und war doch in allen Zeiten
Und Landen keiner gewahr,
Die sich mit dir dürft' streiten
Um Wänglein, Aug' und Haar.

Was wollt' ich nicht alles wagen
Um solche Beute gern? —
Auf Händen möcht' ich dich tragen . . .
Zu Frundsberg, meinem Herrn!

Ohne Wehr.

Es mißt wohl gute zwei Ellen
Mein altes flämisches Schwert,
Hab' manchen schlimmen Gesellen
Damit zum Himmel bekehrt.

Ich mag ihm mein Leben schulden
Wohl zehenmal und mehr,
Doch wider deine Hulden
Hilft keine Waffe und Wehr.

Da ist jeder Harnisch offen,
Da schützt kein eisernes Kleid —
Wen du ins Herz getroffen,
Ist wund für alle Zeit!

Vor Metz.

Und als ich zog von hinnen,
Schatzkind im Gärtlein stand,
Sie trug schneeweißes Linnen
Und scharlachrotes Gewand.
Das will mir nicht aus den Sinnen
Da draußen im Metzerland!

Gott schütz' des Kaisers Fahnen,
Die Metz will ihnen weh!

Verschneit sind alle Bahnen,
Und wenn ich auf Wache steh',
Da faßt's mich wie ein Ahnen:
Der Scharlach kommt zum Schnee!

Letzte Fehde.

Hurra! — die welschen Ritter,
Werft sie vom Hengst herab,
Schlagt ihre Wehr in Splitter,
Pavia hieß einst ihr Grab!

Hurra! — welch Schlagen und Schießen,
Heut' geht kein Streich mir fehl,
Und muß ich's am Leibe büßen,
Gott gnad' es meiner Seel'!

Hurra! — Das brennt wie Feuer —
So wünsch' ich in letzter Not
Dir einen schönen Freier,
Mir einen schönen Tod!

Getroffen.

Der schöne Tod, der ist so nah
Und schöne Heimat so ferne,
O — wie viel leichter stürb' ich da,
Grüßt sie — ihr funkelnden Sterne!

Vor meinem Aug' wird's Nacht und grau,
Muß beten — zu Sankt Jörgen —
Hilf, hilf! — O Almwind — Himmelsblau,
Ich sterb' — — in meinen — Bergen!

Waldkind.

Einsame Heimat.

Ein Haus, gar wetterfest und frei,
Das steht im tiefen Walde,
Am Giebel prangt ein stolzes Geweih,
Darüber die Bergeshalde.

Und durch die Tannen rauscht der Wind
Eintönig seit hundert Jahren,
Da lugt durchs Fenster hinaus Gerlind,
Die Maid mit goldenen Haaren.

Ihr einziger Gruß ist Rüdenlaut
Und Schnee ihr einziger Kummer,
Ihr duftig Geschmeid' ist Almenkraut —
Ihr Herz schläft seligen Schlummer.

Schon dämmert es rings um den stillen Platz,
Ich stieg hernieder die Halde. —
Kennt ihr das Märlein vom güldenen Schatz,
Vergraben im tiefen Walde?

Rehwild.

Um Abend zieht der Förster ein
Ins Haus mit trutzigen Schritten.
Es war an einem Rehlein fein
Sein Pfeil vorbeigeglitten.
Der Fanghund knurrt, er selbst blickt schlimm
Und finster wie der Isegrim.

Da kommt Gerlind auf leiser Zeh'
Und bringt ihm holde Pflege.
Bei Gott! es steht kein schön'res Reh
Rundum im Berggehege!
Herr Förster, schaut Ihr nur ins Gesicht,
Ich glaube — Ihr wißt es selber nicht!

Jägervolk.

Die Frühlingssonne scheint so hell,
Der Tau liegt auf den Tannen,
Da zieht manch' junger Weidgesell
Des Wegs und zieht von dannen.

In starker Hand den Almenstock,
Das Wehrgehäng am Rücken,
Er ist vor lauter Goldgelock
Gefangen in Verzücken.

Und mancher singt wohl hellen Gruß,
Denn mancher mocht' wohl hoffen,
Er tät' hier seinen Meisterschuß — —
Hat aber noch keiner getroffen.

In den Felsen.

Ja, da kommt mancher leichter her,
Als er davongegangen wär'!
Dann steigt er fort ins Felsgestein
Und murmelt in den Bart hinein:

„Ein schlechter Gangsteig, meiner Seel'!"
Da kommt ein Hirsch — der Schuß geht fehl;
Der Weidsack dünkt ihm heut' so schwer,
Ja — wenn's doch nur — der Weidsack wär'!

Winterbild.

Nun ist es meilenweit verschneit,
Unwegsam jeder Steig,
Kein Licht ringsum — nur Winterfrost
Liegt lastend im Gezweig.

Es zieht der Sturmwind durch den Wald,
Kein Stern am Himmelszelt —
Du aber hörst den Waldsturm nicht
Und nicht den Sturm der Welt.

Es ist dein Kämmerlein so still
Und deine Ruh' so tief,
Du schläfst den tiefen Zauberschlaf,
Den einst Schneewittchen schlief!

Frühlingsahnung.

Der Winter ist so bang und lang;
Doch wenn der Lenz begonnen,
Dann fliegst du fort zum flinken Gang
Durch Wald und Alm und Sonnen.
Dein Haar weht unterm grünen Hut,
O, wie das wohl im Herzen tut!

Die wilde Taube schwirrt vorbei;
Im Tannicht tausend Lieder;
Dort huscht ein Reh, dort kreist ein Weih,
Da pocht dir's unterm Mieder.
Sie ist so wunderschön, die Welt,
Du aber weißt nicht, was dir fehlt. —

Nun ruft der Kuckuck aus dem Wald,
Du stehst verblüfft zur Stelle.
Kennst du die Sage nicht? Nun halt' —
Und wünsch' dir was! Nur schnelle!
Sie steht, sie stockt — im halben Satz,
Ich glaub', — sie wünscht — sich — einen Schatz.

Sonnenwende.

Zur Sunnwend' war im Forsthaus Tanz,
Die Jäger jauchzten und lachten,
Von Alben kamen die Mägdlein im Kranz,
Die eichenen Dielen krachten.

Und jubelnd klangen die hellen Schalmei'n,
Das tönte und glitzert' und sprühte,
Da zogen sie dich in den Reigen hinein,
Bis dir das Antlitz erglühte!

Die sonnigen Tage sind längst dahin
Und alles Grün ist zu Ende,
Dir aber klingt es noch immer im Sinn,
Dein Herz hielt Sonnenwende!

Scheidegruß.

Wie lang ward dir die Einsamkeit!
Und endlich kommt sie doch, die Zeit,
Daß einer freit dein junges Blut,
Daß dir das Scheiden wehe tut!

Und nun mein Lied ein Ende hat,
So ist mein letzter, lieber Rat:
Geh' nicht zu weit — denn weit ist weh,
Bleib' in den Bergen, schönes Reh!

Wanderstunden.

Mittagsglut.

Ins Dickicht ist das Wild gezogen,
Der Vogel schweigt im Fichtenbaum;
Am Kelch der Blumen festgesogen,
Regt sich der Schwarm der Immen kaum.

Stumm ist das All — die Wäldermassen,
Die Felsen sind in Blau getaucht;
Die satten Gluten, sie erfassen
Mit ihrer Kraft, was webt und haucht.

Und doch, in dieser heißen, stummen
Lichtflut — wie klingt es leise hin,
Durch süßen Flimmer süßes Summen:
Das sind des Mittags Melodie'n!

Und sonst kein Laut, kein Hauch, kein Schatten,
Ein Weih nur, der im Blau sich wiegt!
Goldlicht-umlastet ruh'n die Matten
Und lauschen — wie die Sonne siegt!

Am Heimweg.

Ich wand're heim durchs hohe Feld,
Die Wolken zieh'n.
In tiefer Ruhe liegt die Welt — —
Du bist dahin!

Das Abendläuten ist verhallt
Im Lindengrün,
Der letzte Vogel singt im Wald — —
Du bist dahin!

Da fühl' ich's leise, wie ich krank
Vor Sehnen bin,
Der Vogel schwieg, die Sonne sank — —
Du bist dahin!

Letzter Gruß.

Im Eckgemach bist du allein,
Der Wind singt in den Weiden,
Es wirft der Mond sein Licht herein,
Das ist der Tag zum Scheiden!

Es spült der See mit leisem Schaum
Ans Ufer Well' um Welle,

Die Blüten streut der Apfelbaum
Auf deine stille Schwelle.

Ich geh' vorbei mit zagem Fuß,
Der Wind singt in den Weiden,
Ich ruf' hinauf den letzten Gruß,
Das ist der Tag zum Scheiden!

Unterm Tor.

Es glänzt die laue Mondennacht,
Die alten Giebel ragen,
Das Bündel ist zurecht gemacht,
Im Torweg steht der Wagen.

Und unterm Torweg standen zwei,
Kein dritter stand daneben,
Die sprachen noch von Lieb' und Treu',
Dann geht's hinaus — ins Leben!

Das letzte Röslein gab sie ihm
Und gab ihm beide Hände
Und küßt' ihn sacht, und wie er ging,
Ging auch ihr Trost zu Ende.

Die Mondnacht glänzt, der Hufschlag dröhnt,
Von dannen rollt der Wagen. —
Ihr war, als hätt' er all' ihr Glück
Im Bündel fortgetragen!

Waldesgang.

Im Waldesweben, da ist Ruh',
Die Vöglein tun die Augen zu,
Der Drossel letzter Sang verhallt — —
Und nur wir zwei sind noch im Wald!

Es dämmert leis — feucht fällt der Tau,
Feucht ist dein Aug', du schöne Frau,
's ist alles stumm — kein Laut erschallt — —
Und nur wir zwei sind noch im Wald!

Mir graut, mir graut, du süße Fee,
Vor all' der Schönheit, die ich seh';
Mein Herz so heiß, dein Herz so kalt — —
Und nur wir zwei sind noch im Wald!

Seefahrt.

Es war ein Morgen, lenzallmächtig,
Die Flut so blau und regungslos,
Still glitt der Kahn und wunderprächtig
Floß dir das Goldhaar in den Schoß.

Wie schön bist du! und frühlingsschaurig
Frug ich: „Willst du die meine sein?"
Da sahst du auf — so frühlingstraurig,
Doch deine Augen sprachen: „Nein!"

Der Kahn glitt durch die Fluten. — Ohne
Ein Wort sah'n wir hinab zum Grund.
Mir war, als wäre eine Krone
Versunken drin zu dieser Stund'!

Im Winde.

Es braust auf dem See der Wind —
Und der eine spricht zage:
„Halt ein! — leicht strandet mein Schiff
An solchem Tage!"

Und der andere spricht frohgemut:
„Glückauf zum Spiele!
Wie schnelle führt solcher Tag
Mein Schiff zum Ziele!"

Es weht derselbe Wind
Den Kühnen und Feigen —
Wohin er dich führt — die Wahl,
Die ist dein eigen.

Nächtliche Pfade.

In den Bäumen regt sich's leise,
Mondschein durch die Zweige bricht,
Hier und dort ein Laut der Rüden,
Hier und dort ein einsam Licht.

Nacht liegt über Tal und Bergen
Und ich wand're durch die Nacht
Dir entgegen — sehnsuchtbebend,
Dir entgegen — sachte, sacht!

Stimmen der Zeit.

Im Lager der Bauern.

(1525.)

Zehntausend liegen wir hier im Feld,
Wir haben kein Fähnlein, wir haben kein Zelt,
Wir sind keine Ritter, wir sind nur Knecht',
So wollen wir streiten für unser Recht.
  Juchheissa, es lebe der Bundschuh!

Wir sind geheißen die „armen Leut'",
Wir sind's gewesen bis gestern und heut',
Bis morgen wollen wir Herren sein:
Tut auf, ihr Bürger, und laßt uns ein! —

Wir pflügen das Feld, ihr erntet das Korn,
Ihr pflückt die Röslein und wir die Dorn',
Das soll sich wenden — beim Sonnenschein!
Tut auf, ihr Ritter, und laßt uns ein! —

Wir sind gekommen aus Nord und Süd,
Wir sind der Frohnden und Mühsal müd',
Und ehe der Hirsch zu Holze geht,
Sind unser die Burgen, die Klöster und Städt'.

Werft nieder die Knechtschaft, den alten Brauch,
Der Luther von Wittenbetg gönnt es uns auch!
Schwingt höher die Sensen und Morgenstern',
Es gilt der Freiheit, es gilt den Herrn!
Juchheissa, es lebe der Bundschuh!

Vor dem dreißigjährigen Kriege.

Es kommt durch den sternenfunkelnden Raum
Eine finst're Gestalt gezogen,
Lang streift des Gewandes dunkler Saum
Des Weltmeers dunkelnde Wogen.

Sie hat die glimmende Fackel gesenkt
Und trägt ein Schwert in den Falten.
Sie spricht: „Ich bin die Furie des Kriegs
Und komme Umschau zu halten!

Mein Buhle war Cäsar und Attila,
Und Throne stürzt' ich zusammen;
Das Reich der einen begrub ich im Blut,
Das Reich der andern in Flammen.

Ich führte zum Tod des Augustus Heer
Nach den teutoburgischen Wäldern,
Ich führte den Reigen der Geisterschlacht
Auf den katalaunischen Feldern.

Horch', wie so stille der Lenzwind weht,
Schon keimen die grünenden Saaten!

Horch', wie so stille die Erde steht —
Mich dürstet nach neuen Taten!

Bald kommt die Stunde — und dann erbebt
Der Erdball vor meinem Schlage!
Auch meine Saaten sind ausgesät —
Bald kommen die Erntetage!"

Donaubild.

Hoch über dem breiten Donauland
Kommt schweres Gewölk gezogen,
Am Ufer flüstert das dichte Schilf
Und träge rauschen die Wogen.

Da taucht aus dem Strom die Nixe empor,
Goldhaar umfließt ihre Glieder,
Auf einem Steine am Uferrand,
Im Schilfe ließ sie sich nieder.

Sie sang: „Ich hab' sie gesehen all'
Die römischen Legionen,
Die einst erbauten den Trajanswall,
Ich sah sie bauen und wohnen.

Von all' den Stämmen, die heute blüh'n,
Hab' ich gesehen die Ahnen,
Ich wies den wandernden Völkern den Weg
Ins große Land der Germanen.

Ich sah Kriemhilden zur Hochzeit zieh'n,
Den Helden der Nibelungen
Hat meine Woge im fremden Land
Das Wanderlied gesungen!

Sie haben geworben um meinen Besitz
In allen Landen und Zeiten —
Und immer nah'n wieder die Freier mir,
Die um mich buhlen und streiten!"

Sie schlug die träumenden Augen auf —
„Wie kümmert mich euer Werben,
Daß ich so schön und gewaltig bin
Und muß euch alle verderben!"

Im Vatikan.

Es lehnt ein Mann im weißen Kleid
Am Sims, in tiefen Gedanken,
Er denkt an eine vergang'ne Zeit,
An die Zeit der Sachsen und Franken.

Er sieht des müden Heinrich Bild
Im Burghof zu Canossa
Und wie des Zelters Bügel hielt
Der Staufe Barbarossa.

Noch wuchern um Canossas Schloß
Viel grünende Lorbeerreiser,
Noch stampft die Erde manch' edles Roß — —
Aber die Zollern sind Kaiser!

Völkergebet.

Rings über die Länder sinkt die Nacht
Und still ist's über den Welten.
Da steigt die Stimme der Völker empor
Zu den ewigen Sternenzelten:

„Jehovah, Allah, dreieiniger Gott! —"
So flehen die Millionen,
„Gib uns das Leben, gib uns den Sieg,
O, laß uns herrschen und thronen!"

So ruft der Beduine empor
In der grünen, heißen Oase!
Es schlummert sein Weib, es weidet sein Roß
Im wogenden Wüstengrase.

So tönt es am eisigen Jenisei
Über die Steppen, die fernen;
Es hallt wie ein uralter Schmerzensschrei
Empor zu den uralten Sternen.

Und der Schrei verhallt in der nächtigen Luft —
Es beten Enkel und Ahnen;
Doch schweigend zieht der Weltgeist dahin
Die großen, ewigen Bahnen.

Was ist die Erde — ob sie erblüht,
Ob sie in nichts versunken?
Ein Tropfen im wogenden Weltenmeer,
Ein Staub, ein Atom, ein Funken!

„Jehovah, Allah, dreieiniger Gott,
Hör' unser Beten und Mahnen! —"
Doch schweigend wandelt der Weltgeist dahin
Die großen ewigen Bahnen.

Eiland.

Ein Sang vom Chiemsee.

Rodung.

O Chieminseo, wunderhold
Sind deine blauen Grenzen,
Es rauscht der Wind, die Woge rollt,
Die zackigen Berge glänzen.

Und auf dem Eiland zu Herrenwörth
Steht Sankt Benediktens Zelle;
Wem Weltgedräng' das Herz betört,
Dort ist es ihm himmelhelle.

Noch deckt die Insel hoher Wald,
Samtgrünes Moos den Boden
Und Spatenklang und Axtruf schallt,
Wenn drinnen die Fischer roden.

Seit Tagesgrau'n sind sie zur Stell',
Heut' soll der Abt sie loben!

Da klingt es unter dem Spaten hell, —
Welch' Fund wird da gehoben?!

Von Eisen war's ein schmaler Schrein,
Was mag der bergen und tragen?
Es könnt' wohl der Elben Spielwerk sein! —
Sie haben ein Kreuz geschlagen,

Die Fischer all'. Dies rauhe Geschmeid',
Wir bringen's dem Abt entgegen:
„Brich du es auf, du bist gefeit
Mit unsres Herren Segen!"

Reicher Fund.

Es saß der Abt beim Morgenmahl
Mit seinen Heilsgenossen,
Da ward im stillen Klostersaal
Der eiserne Schrein erschlossen.

Und in dem Schreine lag ein Buch,
Permentene Blätter, sieben;
Die waren voll Wald- und Erdgeruch
Und tot war, der sie geschrieben.

Es starrt der Abt die Blätter an,
Es lauschten die Alten und Jungen,
Bis er zu lesen laut begann,
Das Antlitz glutdurchdrungen.

Und auf dem ersten Blatt da stand:
(Ein Zeiger vor dem Pfade)
„Dies hat gesungen Eliland,
Der Mönch, dem Gott genade."

(Hie heben an die Lieder Elilands.)

1. Stilles Leid.

Eine stille Zelle
An blauer Welle,
Das ist mein Leid.
Wohlan, ich trag' es —
Aber ich klag' es
Doch allezeit!

Ich hab' mein Leben
An Gott gegeben
Und das ist sein.
Das wend' ich nimmer. — —
Doch denk' ich immer:
O, wär' es mein!

---

2. Frauenwörth.

Das war ein Tag voll Maienwind,
Da ist auf blauen Wogen
Zu Nonnenwörth ein Grafenkind
Gar lenzhold eingezogen.

Die war geheißen Irmingard;
Ich sah es, wie der Bangen
Kränzlein und Schleier eigen ward . . .
Die Nonnen alle sangen.

Ihr aber fielen die Tränen drauf,
Die barg ich lang im Sinne;
Nun gingen sie mir im Herzen auf
Als Knospen süßer Minne.

---

3. Rosenzweige.

Wohl manchen Rosenzweig brach ich vom Pfade
Am grünen Strand,
Es trug der Wind ihn fort an ihr Gestade,
Bis sie ihn fand.

Sie flocht den Kranz sich draus zum Kirchengange. —
O holde Not!
Von meinen Rosen ward ihr Stirn und Wange
So heiß und rot!

---

4. Heimliche Grüße.

O Irmingard, wie schön bist du,
Holdseliger ist keine;
Bei grünen Linden wandelst du
Im luftigen Sonnenscheine!

O Irmingard, wie silbern klingt
Dein Sang zu uns herüber;
Wie fliegen meine Grüße beschwingt
In euer Gärtlein hinüber!

Wie zage Vöglein bergen sie sich
Im tiefen Gezweig der Linden,
Doch wenn du wandelst und denkst an mich,
Magst du sie drinnen finden!

---

5. Am Strande.

Mein Liebling ist ein Lindenbaum,
Der steht am Strand;
Es spielen die Wogen mit leisem Schaum
Um den weißen Sand.

Und der Lindenduft, der zieht mir hinein
Bis ins tiefste Gemüt —
Halt still, mein Herze, und gib dich drein —
Du hast geblüht!
— — — — — — —

---

6. Kinderstimmen.

Mit unsern Fischern war ein Kind gekommen
Von Frauenwörth.
Das hab' ich spielend auf mein Knie genommen
Und frug betört:

„Wer ist die lieblichste der frommen Frauen,
Die du gewahrt?"
Da schlug es auf den vollen Blick, den blauen:
„Frau Irmingard!" — —

---

7. Mondnacht.

Ich lieg' an meines Lagers End'
Und lug' in stille Sterne;
Die blaue Woge, die uns trennt,
Wie rauscht sie leis und ferne!

Verschleiert schaut der Mond herein,
Mein Herz hält stille Feier; — —
Wie sind so bleich die Wangen dein,
Wie ist so dicht dein Schleier!

---

8. Wanderträume.

O, der Alpen blanke Kette,
Wie sie glänzt im Morgenblau! —
Daß ich dort mein Wandern hätte,
Wenn im Wald noch liegt der Tau,

Langgelockt und freigelassen,
Wie ich's einst gewesen bin, —
Scharfe Pfeile möcht' ich fassen;
Singend zög' ich dort dahin,

Wo am tiefsten niederhinge
Das Gezweig auf meine Fahrt —
Und an meiner Seite ginge
Schleierlos — Frau Irmingard!

---

9. Anathema!

Nun ist wohl Sanges Ende!
Wie hart ich davon schied',
Die Wintersunnenwende
Ist kommen für mein Lied!

Es rief der Abt mit Zürnen
Mich in die Zelle sein
Und sprach: „Dein Herz sei hürnen
Und deine Gedanken rein!

Was heimlich du geschrieben,
Mir ward es offenbart;
Fluch über dein sündig Lieben,
Fluch über Frau Irmingard!

Doch eh' der Tag zerfallen,
Das schwör' mir zu Gesicht:
Sei von den Liedern allen
Nicht eines mehr am Licht!"

---

10. Ergebung.

Gehorchen ist das erste!
Ich hab' mich stumm geneigt,
Und ob das Herz mir berste,
Mein Herz gehorcht und schweigt.

Mich hat mein Abt verfluchet, —
Ich war wohl gottverwaist,

Daß Sang mir heimgesuchet
So süß den stillen Geist!

Viel' letzte Grüße sag' ich
Nun dir, Frau Irmingard!
Euch Lieder aber trag' ich
Zum Dickicht in stiller Fahrt.

Dort will ich in Waldgrund legen
Sie unter eisernem Schrein
Und ihre Hüter mögen
Waldvöglein, die lieben, sein!

Und mag sie je ergründen
Ein Pilger auf seinem Pfad,
So bin ich ohne Sünden, —
Ein Mönch, dem Gott genad'.

— — — — — — — — —

(Hie enden sich die Lieder Elilands.)

Ausfahrt.

Es hat der Abt mit Staunen
Gelesen das letzte Wort.
Vor der Eichenkanzel, der braunen,
Steh'n horchend die Brüder dort.

Ihr lauschender Kreis ward enger,
Und auf den Augen blau
Der jungen stürmischen Dränger
Lag seliger, herber Tau.

Auch ihrer viel sind inne
Geworden einst wilder Fahrt
Und dachten eigener Minne
Bei holder Frau Irmingard.

Der Abt indes sprach leise:
„Gott lohn' ihm seine Schuld!
Der war nicht Gottes Waise,
Der stand in Gottes Huld!

Von seinen Liedern allen
Wie glüht mein Angesicht!
Doch — ‚eh' der Tag zerfallen,
Sei keines mehr am Licht!'

So rief der Abt, der seine,
Eh'dem, — ich ruf' es neu!
Denn was gebot der eine,
Das hält der andre treu!

Fürwahr, der Fund von Eisen,
Das war ein goldner Griff!
Nun laßt uns Gehorsam weisen:
Auf — rüstet mir mein Schiff!"

Neugeborgen.

Und in die blauen Wellen
Fährt weit hinaus der Abt;
Flink rudern die Gesellen,
Wenn kühler Ost sie labt.

Er hält ein Buch in Handen,
Beschwert mit schwerem Stein
Und weit von grünen Landen
Senkt er's zu tiefst hinein,

Mit einem letzten Gruße
Von Augen, Mund und Hand:
„Leb' wohl — mit harter Buße,
Leb' wohl — mein Eiland!

Du pflegtest süßen Sanges,
Ich walte herber Pflicht, —
Fürwahr, so schweren Ganges
Gedenk' ich ewig nicht!"

Junges Wandern.

Schier tausend Jahre gingen
Seitdem ins Land hinein,
Doch Minne, ach, und Singen
Schafft heut' noch süße Pein.

Und heut' noch, in Maienwinden
Blaut Flut und Wald und Hain
Und tief im Grün der Linden
Spielt nachts der Vollmondschein.

Das ist die rechte Stunde,
Hier unter dem Lindendach! —

Da rauscht es tief im Grunde,
Dein Leid wird wieder wach:

Die Wellen kommen gezogen
So wunderleis und lang;
Das sind nicht rauschende Wogen,
Das klingt wie süßer Gesang!

Das klingt wie ferne Grüße.
Voll Kühle — und doch voll Glut,
Als hätt' deines Liedes Süße
Durchdrungen all' die Flut!

Denn keine Macht auf Erden
Tilgt echten Sang dahin;
Bergwald und Woge werden
Sein Mund — und singen ihn!

Stille Einkehr.

Wahrspruch.

Des mag ein jeder gedenken,
Den Minne umfangen hat:
Der geht wohl suchen Rosen
Auf einem dornigen Pfad!

Das mag ein jeder wissen,
Der kecklich um Ehren wirbt:
Es gibt gar viel' der Ehren,
Bei denen die Ehr' verdirbt!

Das mag ein jeder betrachten,
Der gleißendes Gold errafft:
Es geht dahin im Golde
Die rechte, eiserne Kraft!

Ohne Schlummer.

Oft wenn ich keinen Schlaf gefunden,
Wenn Mitternacht die Glocke schlug,
Da rauschen die vergang'nen Stunden
Vorbei an mir in wildem Flug.

Die einen tragen Adlerschwingen,
Gekrönte Stunden — stolz und schön,
Da ich in hochgeweihtem Ringen
Emporsah zu des Lebens Höh'n.

Stunden des Zweifels! — Ja, auch euer
Denk' ich, die ihr das Herz zerreißt!
Wie mit dem Fittich grauer Geier
Zieht ihr vorbei an meinem Geist.

Doch manchen Tag auch — wenig weise —
Gönnt' ich des Liedes gold'nem Schall.
Da klingt es nach, als hört' ich leise
Den Lockruf einer Nachtigall.

Dämmerzeit.

In meinem Stüblein sitz' ich stille,
Dieweil es an die Fenster schneit. —
Gedankenvolle Dämmerstunde,
Gedankenvolle Einsamkeit!

Und drunten wogt es in den Gassen,
Die Glocken läuten zum Gebet;
Da denk' ich dein, die ich verlassen,
Da denk' ich dein, wie's dir wohl geht?

Ich preſſ' das Haupt in meine Hände,
Mir wird ſo weh, ſo wunderlich . . .
Als wüßt' ich es in dieſer Stunde,
Wie du dich härmſt daheim um mich!

Winterſtunden.

Die Wand vergilbt, der Sims verhangen,
Wie dämmerſtill iſt mein Gemach!
Da ſitz' ich ſinnend wie gefangen
Und geh' verlor'ner Weisheit nach.

Es bannen mich die ſchwarzen Siegel
Am Buch des Lebens — Jahre flieh'n . . .
Nur manchmal ſchwebt mit leiſem Flügel
Dein Bild vor meine Seele hin.

Dann iſt's, als hätt' die graue Mauer
Ein güld'ner Sonnenſtrahl geſtreift,
Es iſt — wie wenn ein Frühlingsſchauer
Im tiefſten Winter uns ergreift.

In den Sternen.

Einsam las ich oft da droben,
Wenn das Sternheer stille kreiste,
Und der eignen Lebensbahnen
Dacht' ich dann im dunk'len Geiste.

Vieles tat ich — aber eines
Tat ich, was ich nie verschmerze:
Daß ich deiner konnt' vergessen,
Da mich lieb gehabt dein Herze.

Daß ich's nicht erkennen wollte:
Von den Qualen, von den bösen
Geistern einer wilden Seele,
Kann die Liebe nur erlösen!

Und doch strahlte mir dein Auge
Wie ein letzter Strahl der Gnade —
Also les' ich in den Sternen . . .
Nun sind sternlos meine Pfade!

Versöhnung.

O Sonntagsfrühe! Über dir
Liegt eine ahnungsvolle Weihe,
Da laß ich gern die Hände ruh'n
Und schau' gedankenvoll ins Freie.

Mir wird, als fühlt' ich das Gesetz,
Dem sich die Rätsel alle fügen;
Da seh' ich klar vor meinem Blick
Die Wege meines Lebens liegen.

Und über mich ergeht ein Trost,
Wie er im Weltglück nie gelegen —
In solcher Stunde fand ich auch
Einst deine Seele, deinen Segen!

Frau Minne.

Widmung.

O holde Fraue, daß ich dir
Mit Liedern Lust gewähre —
Darum sag' süßen Dank nicht mir,
Dir selbst gebührt die Ehre!

Dein mildes Wesen ist der Tau,
Den diese Lieder tranken.
Ich gab das Wort. Du, holde Frau,
Gabst ihnen die Gedanken.

Wunsch.

Laß mich dir das Beste sagen,
Denn des Besten wert bist du!
Friede gönn' ich deinen Tagen,
Sonnenschein und Meeresruh'.

Doch wenn Stürme sich erheben,
Leid' nicht ohne Leidenschaft!
Nicht Ertragen, nur Erleben
Gibt dem Leben echte Kraft!

Erstes Recht.

Das Herz vor schönen Frauen,
Vor unsrem Herrn das Knie,
Das will ich willig beugen
Und dessen vergaß ich nie!

Du bist die erste gewesen,
An der ich hab' mein Teil
Von Minneleid erlesen —
Viel Leid und wenig Heil!

Ich hab' um dich geweinet
Wohl öfter denn gelacht;
Um dein Aug' blieb das meine
Wohl offen manche Nacht!

Nun zieh' auf deinen Wegen,
Ich wand're meinen Pfad,
Dir gönn' ich Gottes Segen,
Mich schirme Gottes Gnad'!

Mein Herz ist froh genesen,
Doch, was mir auch gedieh,
Du bist die erste gewesen —
Und dessen vergess' ich nie!

Alea jacta!

Der Würfel fiel — ihr jubelt laut,
So wirst du heut' des Fremden Braut!
Schmückt das Gemach und füllt den Becher!
Sein wirst du heut' mit Seel' und Leib,
„Und wer begehrt des Nächsten Weib,
Der wird an ihr zum Ehebrecher!"

Sein ist das Recht! Ob mondenlang
Ich um dich darbte, litt und rang —
Das ist verweht in alle Winde! . . .
Und ob ich Jahre dein gedacht,
Sein ist das Recht — und über Nacht
Wird selbst das Deingedenken Sünde!

Der Liebe tiefer Bronnen mußt'
Versiegen früh' in meiner Brust
Wie Quellen, die im Sand verliefen . . .
Doch ob du heut dich glücklich wähnst,
Einst kommt der Tag, wo du dich sehnst
Nach einem Trunk in seinen Tiefen!

Zum Abschied.

Ich geb' dem Schicksal dich zurück,
Von dem ich dich empfangen habe,
Geliebte! — Doch du weißt es nicht,
Was ich mit deinem Bild begrabe.

Dafür gibt es kein Menschenwort!
Was aus der Brust mir ward genommen,
Es ist nicht Hoffnung und nicht Trost,
Denn alles das kann wiederkommen.

Es ist ein Etwas, wunderbar,
Das ewig schwindet aus dem Herzen —
Wenn uns die erste Täuschung trifft!
Ein Etwas, das wir nie verschmerzen,

Das Gott uns in die Wiege legt
Als unsrer Jugend Morgengabe.
Geliebte! — O, du weißt es nicht,
Was ich mit deinem Bild begrabe!

Stille Trauer.

Das war für mich ein Todestag,
Da du mich hast verlassen,
's ist lange her — schon treibt der Wind
Das Herbstlaub durch die Gassen.

Schon glimmt an deinem Herd so traut
Das stille Winterfeuer,
Doch über meiner Seele liegt
Noch heut' der schwarze Schleier.

Und in verwaisten Nächten oft
Durchrieselt mich ein Schauer, —
Das Trauerjahr ist längst zu End',
Wann endet wohl die Trauer?

Neujahrsnacht.

Neujahrsnacht war's, das alte Weh
Stieg auf in dieser Nacht der Weihe,
Die Sterne blitzten überm Schnee,
Mich aber trieb's hinaus ins Freie.

Und durch die Gassen schlich ich sacht
Und suchte deines Hauses Schwelle,
Wie der Geächtete bei Nacht
Die Heimat sucht, die traute Stelle.

Manch mind'rer Mann tritt stolz herfür
Und bringt dir morgen Gruß und Segen —
O laß mich nachts vor deine Tür
Die Grüße des Verbannten legen!

Noch weißt du's nicht!

Noch weißt du's nicht, daß ich dir fehle.
Doch einst, wenn über dich ergeht
Der Ostermorgen deiner Seele,
Wo deine Seele aufersteht:

Dann bricht wie Flammen in dein Leben
Der stumme Drang, erkannt zu sein!
Dann möchtest du die Flügel heben,
Dann fühlst du es: Du bist allein!

Und tausend dunkle Fragen schweben
Dir vor. Wer wird mit tiefem Blick
Dann deiner Seele Antwort geben?
Wer wird erfüllen dein Geschick?

Frühlingsnahen.

Es kommen die Sonnenstrahlen, die feinen,
Die möchten dir gern in die Augen scheinen,
Lug' — lug',
Elslein, mach' auf!

Dann kommt die Lerche mit hellen Schwingen,
Möcht' dir ihr Lied zu Herzen singen,
Horch' — horch',
Elslein, mach' auf!

Es kommen zum Fenster herein die Rosen,
Möchten mit deinen Händen kosen,
Lug' — lug',
Elslein, mach' auf!

Bald kommt dein Liebster auch gegangen,
Der möcht' dir küssen Mund und Wangen,
Horch' — horch',
Elslein, mach' auf!

Mägdleins Lied.

Ich lehn' im offenen Gemache,
Es ist die Stunde still und spät. —
Wie einsam geht der Tag vorüber,
Der ohne dich vorübergeht!

Es liegt mein Licht in deinen Augen,
Doch deine Augen meiden mich,
Es liegt mein Heil in deinen Händen,
Doch nimmermehr gewinn' ich dich!

Ich lehn' im offenen Gemache
Und lausche, wie der Lenzwind weht. —
Wie einsam geht der Lenz vorüber,
Der ohne dich vorübergeht!

Unvergessen.

Frühling war's in allen Zweigen
Und die braune Drossel sang
Und an deiner Schulter lehnt' ich,
O, wie war ich froh und bang!

Bin zu Füßen dir gesessen,
Hab' in Wonnen dich geküßt
Und kann's nimmermehr vergessen,
Was du mir gewesen bist!

Nimmermehr in all den Tagen,
Nimmer in der langen Zeit — — —
Was du mir getan zu liebe,
Was du mir getan zu leid'!

Einem Kinde.

Als du dein Herz, dein Herz voll Freude,
Gelehnt an meine Brust voll Weh',
Da tauten Lenzgedanken wieder
Mir auf wie Blumen unterm Schnee.

Hell fiel dein Haar auf meine Schulter
Und lang hast du mich angeseh'n
Mit Augen, tief und jugendinnig,
Als frügst du mich, was mir gescheh'n?

O, frage nicht! — Wie du, so blickte
Die Liebe einst, die mich verließ.
Aus deinen sel'gen Kinderaugen
Schaut mein verlor'nes Paradies.

Erwachen.

Allnächtlich bin ich aufgewacht,
Ich weiß es nicht, weswegen!
In wunderstiller Sternennacht,
In Nacht voll Sturm und Regen.

Und traurig senk' ich dann den Blick,
Den wilden, hoffnungslosen —
Ich denk' an Unschuld und an Glück
Und an zerpflückte Rosen!

Bei dir.

Oft hab' ich es zu dir gesagt,
Wenn wir allein gesessen:
Du solltest geh'n und fröhlich sein
Und solltest mich vergessen!

Dann weintest du und nicktest stumm,
Du hattest keine Klagen —
Doch sah dein Aug' so flehentlich
Mich an, als wollt' es sagen:

Hast mir genommen Ruh' und Freud'
(Es braucht dich das nicht grämen),
So laß mir doch mein Herzeleid!
Willst du mir alles nehmen?

In die Ferne.

Oft wenn ich düster nachgehangen
Dem Leben, meinem wilden Lauf,
Da wacht mir plötzlich ein Verlangen
Nach deiner fernen Liebe auf.

Nach deinem Kuß, nach deinen Tränen,
Nach deiner seligen Geduld. —
Es ist mir fast, als tät' sich sehnen
Nach deiner Unschuld meine Schuld!

In der Schreiberzelle.

Seit ich von dir, Junglieb, geschieden,
Wie einsam ward das Leben mir!
In Klostermauern sucht' ich Frieden,
Und weltentronnen rast' ich hier

Vor meinem Pergament, dem weißen,
Und geize nach Gelehrsamkeit. — —
Frômund war ich dereinst geheißen,
Nun schweigt mein Mund von froher Zeit.

Doch oft im Lenz lacht lindes Wetter,
Dann fällt mir wohl ein Sonnenstrahl
Herein in die vergilbten Blätter, —
Da wach' ich auf mit einemmal.

Und Buch und Feder werf' ich nieder
Und alle Weisheit war ein Wahn!
O wär' ich Frômund, Frômund wieder
Und deiner Einfalt untertan!

Ausgewandert.

Flucht.

Es zieht das Schiff auf hohen Wogen,
Ums Segel ziehn die Möwen her,
Vater und Mutter sind betrogen —
Wie schaurig ist das graue Meer!

Wir sind aufs Meer hinausgezogen,
Weil uns daheim kein Trost mehr blieb.
Vater und Mutter sind betrogen —
Wir haben nichts als unsre Lieb'!

Liebesnot.

Mir ist, als wär' mein Herz ein Quell,
Doch eine Quelle ohne Spiegel
Und eine Blume ohne Duft,
Ein Adler mit gebroch'nem Flügel.

Ich suche düster, was mir fehlt,
Und fühl', daß ich mir selber fehle.
Was nahmst du aus der Seele mir?
Du nahmst sie selber mir, die Seele!

In der Fremde.

Dein Frauenantlitz bleicht das Wandern
Und wetterbraun ward mein Gesicht,
Die alte Heimat ist zergangen
Und neue Heimat wird uns nicht!

Es steht ein Kirchlein wohl am Berge
Und grüne Linden stehn am Ried,
Doch unser Kind — — nur graue Wogen
Sind Wiege ihm und Wiegenlied.

Viel' sind der Tränen, du Getreue,
Die ich vom Aug' dir küssen muß,
Und jede Träne — stumme Reue!
Und stummes Heimweh jeder Kuß!

Heimatbild.

Im deutschen Land, daheim am Herde,
Da sitzen sie wohl oft noch spät
Beim Feuerschein im Eckgemache
Und denken dran, wie's uns ergeht.

Und manchmal bringt der Bruder Kunde
Von Schiffen, die das Meer verschlang,
Es pocht der Nordwind an die Scheiben,
Dann wird's der kleinen Schwester bang.

Im Lehnstuhl aber, in der Ecke
Sitzt stumm die Mutter Jahr um Jahr,
Sie mag die Menschen nimmer sehen
Und über Nacht ward weiß ihr Haar.

Die Mutter aber ist die meine,
Die Bibel liegt nicht weit davon;
's ist eine Seite aufgeschlagen,
Die Seite vom — verlor'nen Sohn.

Aus Fiebertagen.

Wunde Heimkehr.

Dort im Erker legt mich nieder,
Löst den harten Harnisch auf! —
Der mich traf, ich traf ihn wieder,
Stürzen sah ich ihn zu Hauf!

Wenig Odem bleibt zum Sprechen — —
Löst die Schienen mir vom Knie!
Und doch — ob die Knie brechen — —
Schön're Schlacht, ich schlug sie nie!

Daß ich scheidend nochmal schaue,
Des habt Dank, ihr Treuen, ach! —
In die Augen meiner Fraue,
Auf mein Kind, mein heimisch Dach!

Und nun holt mein Weib! — Verderben
Schreitet schnell! Eil', Knabe, flieg'!
Sag' ihr nicht, ich komm' zum Sterben —
Sag' ihr nur, ich komm' vom Sieg!

Im Traume.

Ich hab' das Haupt zurückgebogen.
Wo bin ich? Ringsum ist es Nacht.
Mir ist, als wär' ich ausgezogen
Zum Kreuzzug mit des Kaisers Macht.

Lieg' ich auf eines Zeltes Decken?
Rauscht unter mir der Barke Kiel?
Sind das des Sandmeers öde Strecken?
Ist das des Weltmeers brandend Spiel?

Wo bin ich? Irr und sturmzerbrochen
Trägt es mich weiter, Nacht und Tag
Und mordend fühl' ich drinnen pochen
Des Fiebers heißen Hammerschlag!

Mitternacht.

Mein Gemach ist dicht verhangen
Und verstummt sind Schritt und Wort.
Mitternacht ist längst vergangen,
Weltverloren lieg' ich dort.

Finster ist's in meinen Sinnen,
Da mir Speer und Kraft zerbrach,
Nur noch tief im Herzen drinnen
Sind die letzten Pulse wach.

Und mit ihnen — halb verstohlen —
Horcht mein Herz, dem Tode nah,
Auf dein süßes Atemholen,
Fühlt noch einmal: Du bist da!

Fremde Grüße.

Von des Saales hohen Wänden
Schaut herab das Bild der Psyche,
Sinnend mit gehob'nen Händen,
Wie sie einst erdacht der Grieche.

Und ich seh's wie leise Trauer
Um die stummen Augen schweben
Und mir wird im Todesschauer,
Gleich als hätt' das Bildnis Leben.

Ahnst du, Göttin, jugendliche,
Daß ich schon die Stunden zähle?
Willst du grüßen, schöne Psyche,
Eine arme deutsche Seele?

Liederklingen.

O, nicht einmal in wilder Schlacht
Hab' ich um Ehr' gestritten,
Das Singen hat so süße Macht
In holder Frauen Mitten!

O Wolferam von Eschinbach,
O Walther, deine Weisen,
Ich sang in heiler Zeit sie nach,
Ich will sie wund noch preisen.

Als junger Fant im Land umher
Zog ich zu frohem Gasten
Und jetzt soll rosten ganz mein Speer,
Mein Saitenspiel soll rasten.

Denn der es trug, ist todeswund
Und soll es nimmer tragen,
O weh, wie hart verstummt ein Mund,
Der so viel wüßt' zu sagen!

Drosselschlag.

Allabendlich zur Zeit der Rast,
Wenn es schon dämmert leise,
Singt eine Drossel hoch am Ast
Noch ihre Weise.

Und wenn das Frühlicht rosig-kühl
Vor meiner Burg will tagen,
Da hör' ich sie vom heißen Pfühl
Schon wieder schlagen.

O, sie trägt Frohmut unbegrenzt
Im luftigen Gefieder!
Ich aber lieg', dieweil es lenzt,
Sanglos darnieder.

Im Morgengrauen.

So harr' ich schweigend; durch die Hand, die kalte,
Pocht leis der Puls. An meiner Liegerstatt
Brennt stumm die Ampel, die getreue, alte —
Sie brennt so matt.

Auch sie ist müd'! Ich hör' die Hähne schreien
Von fern, es geht dem grauen Morgen zu.
Wer wird zuerst erlöschen von uns zweien —
Ich oder du?

Auferstanden.

Durchs Fenster scheint der Maientag,
Ich schließe die Augenlider
Und horche — das ist Lerchenschlag!
O, endlich wieder!

Ich lausche, wie des Windes Hauch
Dahinrauscht durch die Zweige,
Es keimen Blüten an jedem Strauch,
Auf jedem Steige.

Da rührt mich Wonne allzumal,
Ich schließe die Augenlider —
Ich fühl' es wie ein Sonnenstrahl:
Ich lebe wieder!

Almenlieder

vor tausend Jahren.

Auffahrt.

Zu höchst am Berg liegt ein Gehöft,
Das ist geheißen „zur Leiten“,
Da steht der Bauer unter der Tür
Und lugt in die blauen Weiten.

Es sind des Klosters Eigenleut',
Die droben wohnen und bauen,
Doch magst du noch unter dem Kreuz am First
Verwitterte Runen schauen.

Und jeder ist eine Hünengestalt,
Die riesige Axt auf dem Rücken,
Und mancher wird hundert Jahre alt,
Eh' daß ihn die Jahre bücken.

Da sprach der Bauer: „Im Almengrund
Hoch droben beginnt es zu lenzen,
Rüst' dich zur Auffahrt, Hiltegund,
Und schmück' die Herde mit Kränzen!

Es ward über sie in gefeiter Nacht
Gesprochen der Wolfensegen,
Hüt' sie getreu und führ' sie sacht,
Sorg' ihrer allerwegen!

Doch auch dich selber, Hiltegund,
Hüt' dich vor allem Harme! —
Hab' acht auf deinen roten Mund
Und deine weißen Arme!"

Felsensteige.

Es stieg ein Knabe durchs Gestein,
Den wuchtigen Ger in Händen,
Zum Sunnwendjoch stieg er bergein,
Ein Wolfsfell um die Lenden.

Das ging durch Felsen und durch Wald,
Fernab von Pfaden und Stegen,
Und sträubend streckten die Fichten ihm
Die grünen Arme entgegen.

Er aber rang sich trotzig durch,
Umlugend allenthalben —
Er sucht' nach einer weißen Maid
Auf einer grünen Alben!

Und als er kam zum höchsten Grat,
Jauchzt' er hinaus ins Weite —

Und jauchzend klang ein andrer Ruf
Und ward ihm zum Geleite.

Zwei off'ne Arme harren sein,
Der Gipfel ist erklommen!
Heia! — Gott grüß' dich, Hiltegund,
Nun ist der Lenz gekommen!

Trutzlied.

Es trutzte Kunrat: „Hiltegund,
Des mußt du dich bequemen:
Und hieltst du im Arm mich hundert Stund',
Mich solltest du nimmer zähmen!

Frei will ich zieh'n wie Hirsch und Reh
Und trutzig will ich bleiben,
Viel lieber weil' ich um Berg und See
Als neben holden Weiben."

Da lächelt leis schön Hiltegund:
„„Es ist mir oft gediehen,
Daß in der Mondnacht Hirsch und Reh
Vor meine Hütte ziehen

Und weiden gar aus meiner Hand —
Auch sonder Arg und Bangen
Den scheuen Specht im Tannengrund
Hab' ich gelockt und gefangen.

Und zähm' ich dich nicht in meinem Arm,
So sei dir, wilder Geselle,
Wohl hundertmal mein Arm versagt, —
Dann zähm' ich dich wohl schnelle!""

Da küßt er sie auf den roten Mund,
Der war wie ein süßer Bronnen,
Und lachend rief er: „Hiltegund,
Fürwahr, du hast gewonnen!"

Federzier.

Die graue Feder dort auf dem Gebälk,
Kunrat, die sei dein eigen,
Trag' sie zu Häupten, die wird nicht welk
Gleich Blümlein und grünen Zweigen!

Es stieß ein wilder Geier herab,
Ein Lämmlein mir wegzutragen,
Er hatte die eisernen Fänge schon
Ins weiße Vließ geschlagen:

Da schoß ich herzu wie selber ein Weih, —
Nun wollte der Schalk sich wenden,
Ich aber brach ihm den Fittich entzwei
Und würgt' ihn mit beiden Händen.

Und spotten sie dein im Tale drunt',
Daß Minne dich bezwungen,
Dann sag: Mein Gespiel ist Hiltegund,
Die mit dem Geier gerungen!

Martyrkronen.

Es ging ein junger Mönch mir nach,
Der faßte mich bei den Händen,
Und während er noch vom Beten sprach,
Faßt' er mich um die Lenden!

Er rief: „Wie rot ist doch dein Mund
Mit all den Zähnlein, den weißen!
Willst du mich küssen, Hiltegund?
Schön Eckbert bin ich geheißen!"

Da zog Kunrat die Stirne kraus:
„Den will ich selber küssen,
Im tiefen Tannicht soll er mir
Für solche Andacht büßen!

Frau Buche, leih' mir einen Ast,
Doch leih' mir keinen weichen,
Schön Eckbert geht bei uns zu Gast,
Dem will ich die Locken streichen!

Schön Eckbert ist ein heiliger Mann,
Drum wird er zum Martyr geschlagen,
Doch wo er sein Marterkrönlein gewann,
Das soll er wohl keinem sagen!"

Heimo das Hüterlein.

Heimo heiß' ich, bin Hüterlein.
Und mir ist wohl zu Sinne,
Ich leg' mich in die Sonne hinein,
Ward nie meiner Eltern inne.

Ein halb Pfund Heller ist mein Lohn
Vom Herren, dem ich eigen,
Am Ostertag ein neues Pfaid,
Dann mag ich gen Alben steigen.

Und mit der Sonne wach' ich auf,
Und mit den Vögelein sing' ich;
Zur höchsten Fichte klimm' ich hinauf
Und mit den Zicklein spring' ich!

Es ward kein Wolf noch meiner Herr,
Und wer mich greift mit Händen,
Der mag beginnen wohlgemut
Und mag mit Schaden enden.

Es ward mir nie von Mannen Weh
Und nie von Weiben Wonne —

Und ist mein Tagewerk getan,
Leg' ich mich in die Sonne.

Und früg' mich unser Herrgott selbst,
Er wollt' meine Wohlfahrt mehren,
Ich wüßt' es nicht, in aller Welt, —
Was ich noch sollt' begehren!

Mondnacht.

Bei Gottes Minne — steh' nicht auf!
Schon glimmen die Felsenzinken.
Kunrat — der Vollmond steigt herauf,
So siehst du ihn nirgends blinken!

Und lauschend kommt im Glanz der Nacht
Der Hirsch zur murmelnden Quelle.
O, steh' nicht auf — Kunrat, hab' acht,
Daß ihn kein anderer fälle!

Es ist schon finster im Tale drunt',
Wo unsere Herren weilen,
Du aber sollst rasten bei Hiltegund,
Wonne mit ihr zu teilen.

Dann zeig' ich dir den höchsten Steig
Durchs Dämmergrün der Fichten
Und will mit Handen Zweig um Zweig
Vor deinen Schritten lichten.

Allein das Holdeste zumal,
Das wär' bei Gottes Minne:
Kunrat — du würdest den Weg zu Tal
Dein Lebtag nimmer inne!

Wildes Gejaid.

Geh' an der Eiche nicht vorbei
Hinunter zur Langenaue!
Es steht wohl ein hölzern Kreuz dabei
Und das Bildnis unserer Fraue.

Und dennoch geht es von Mund zu Mund,
Von Berg zu Berg hinüber:
Dort zieht in mitternächtiger Stund
Das wilde Gejaid vorüber.

Jung Ortolph, der dies Weges war,
Sprach Hohn den alten Sagen,
Sie haben ihn tot mit weißem Haar
Am Morgen davongetragen.

Geh' an der Eiche nicht vorbei
Hinunter zur Langenaue —
Kunrat, Kunrat, tu's mir zu lieb'
Und unserer lieben Fraue!

Wodan.

„O, sag' mir, wo ist Wodan jetzt,
Wo mag er zu Raste gehen?
In Felsenschluchten, im tiefen Wald,
Da hat ihn mancher gesehen!"

So sprach wie träumend Hiltegund,
Und Kunrat stund daneben,
Sie lugten empor ins Himmelsblau,
Das Wodan der Welt gegeben.

„Und heimlos reitet er nun durch die Nacht
Sein Roß mit feurigen Hufen.
Mein grauer Ahne ward hundert Jahr'
Und hat sterbend nach ihm gerufen!

Und wenn er käme — es graut mir oft
In finsteren Nächten und Tagen —
Und dennoch könnt' ich ihm nimmermehr
Die Rast am Herde versagen.

Verzeih' mir's Gott, doch unsere Herrn,
Die dürfen es nie erkunden,
Daß Wodan, der so viel Treue verlor
Noch Treue hat gefunden!"

Am Martersteig.

Nimm diesen Kranz von Rauten mit
Und leg' ihn am Kreuzweg nieder,
Der ist für Gudrun, mein Schwesterlein,
O, käm' sie nur einmal wieder!

Wie war sie hold und frohgemut,
Und mußt' verscheinen*) so balde;
Die war wie ein wilder Apfelbaum,
Der mitten erblüht im Walde!

Der finstre Waltram war ihr Gespiel
Und hat ihr Treue versprochen,
Sie gab ihm Schönheit und Minne viel,
Er hat ihr das Herz zerbrochen.

Man fand sie zerfallen an felsiger Wand,
Wie's kam, hat keiner gesehen —
Doch tat sich mancher wohl selbst zu leid',
Was ihm zu leide geschehen!

Umschau.

Oft lugten sie aus ins weite Land,
Dahin über riesige Wälder,
Nur selten noch stand Burg und Gehöft
Inmitten wogender Felder.

*) sterben.

„Dort bricht die wilde Isara
Den Weg durch des Landes Fluren,
Der Chieminseo*) liegt schimmernd da,
Und hinter dem Fels liegt Buren**).

Und weiter hinaus ist's flach wie Sand,
Du kannst kein Ende ergehen —
Dort reitet der Kaiser Karl durchs Land,
O, wer ihn jemals gesehen!"

So sprach Kunrat, die Hand am Haar,
Dieweilen sie lugend standen.
„Wie mag es sein über tausend Jahr'
Da drunten in all' den Landen?"

Doch maienschön jauchzt Hiltegund,
Vom Morgenlicht umflossen . . .
„Dann denkt wohl dessen keiner mehr,
Was Wonne wir hier genossen!"

Nach tausend Jahren.

Die tausend Jahre — sie sind dahin,
Zerronnen im Sonnenstrahle,
Es wohnt ein neues, kühnes Geschlecht
Da drunten im alten Tale.

---

*) Chiemsee.
**) Benediktbeuern.

Ein neu Geschlecht, das im harten Kampf
Die Freiheit sich errungen,
Das der Woge Trotz und der Erde Kraft
Mit Geisteskraft bezwungen!

Nur droben in den Bergen allein,
Hoch droben im tiefsten Walde,
Da webt noch der alte Sonnenschein
Um Felsen und grüne Halde.

Und auf die Alm im hellen Lenz
Zieht heut' noch mit lichten Haaren
Die Tochter aus demselben Haus,
Wie einst vor tausend Jahren.

Und jauchzend schallt derselbe Ruf,
Ihr Liebster kommt gegangen,
Wenn wundersam im Mondenschein
Die schweigenden Wälder prangen.

Denn wie die Welt sich wandeln mag,
Rastlos in Weben und Streben:
Bergvolk und grüne Bergeswelt,
Sie haben ewiges Leben!

Vision.

Ich zog auf langgewund'ner Straße heim;
Schon war es spät, nicht fern von Mitternacht.
Allein wie sehr ich auch den Schritt beflügelt,
Es lag ein Zauber über Wald und Flur,
Der Aug' und Schritt mir immer wieder bannte.
Mit blauem Schimmer glänzt' das Mondenlicht,
Hoch im Gebirg' lag silberhell der Schnee
Und in den Dörfern schlummertiefer Friede.
Kein Licht mehr glomm, kein wacher Hund schlug an;
Nichts hallte weithin als der eig'ne Schritt.
Doch wenn ich dann beklommen stand und horchte,
Dann hört' ich fern die dunklen Wälder rauschen,
Dann hört' ich fern die wilden Bäche brausen,
Die niederstürmen in den dunklen See;
Der aber lag in klarem, tiefem Spiegel.
Es war der alte, blaue Tegernsee,
Tegarinseo war er einst geheißen
Vor tausend Jahren, als das Brüderpaar
Vom Stamme Agilolfs in dieser Wildnis
Dem frommen Glauben eine Stätte schuf.
Aus stiller Zelle ward ein mächtig Kloster
Und bald erscholl sein Ruhm durchs ganze Reich;

Denn neben strenger Frömmigkeit und Zucht
Ward edle Kunst und Wissenschaft gepflegt,
So war es Brauch den Jüngern Benedikts.
Manch' ruhmgekrönter Denker wallte hier,
Der Kaiser selbst erbat bald klugen Rat,
Bald ein kunstfertig Werk vom Abte sich
Und der war stolz auf deutsche Zier und Ehr'.

Doch alles das ist tausend Jahre her,
Es ist vergessen schier und längst begraben
Im tiefen, ungeheuren Grab der Zeit.
Mir aber ging es träumend durch den Sinn,
Wie ich so hinzog an dem Klosterbau
In stiller Nachtzeit, deren stumme Leere
Man gern mit sinnenden Gedanken füllt.
Ich sah hinab die langen Fensterreih'n,
Ich sah hinein durchs hohe Bogentor;
Da ward's mir plötzlich wundersam zu Mut,
Als säh' ich unverhofft im Bogentor
Am dunklen Pfeiler eine Nachtgestalt,
Die langsam wandelnd auf- und niederschritt.
Sie war von hünenhaftem Wuchs; die Kutte
Fiel ihr in langen Falten tief herab
Und herbe Strenge ruhte in den Zügen.
Stumm und gebannt sah ich dies Antlitz an
Mit seinen Augen, seinen Adleraugen,
Die unter hochgewölbter Stirne saßen;
Die Lippen waren stolz und fest gepreßt
Und lang hernieder floß der volle Bart.
So hatt' ich mir in früher Jugendzeit,
Wenn uns der Lehrer von den großen Mönchen
Der alten Klöster sprach, den Werinher
Gedacht, den Dichter des Marienliedes.

Und mit den Worten des Marienliedes
Sprach ich ihn an — da horcht' er plötzlich auf
Und um die Lippen flog ein uralt Lächeln.
„Bist du ein Klosterschüler?" frug er streng;
Doch ich erwiderte: „Ehrwürd'ger Mann,
Ein Schüler bin ich wohl (wer bliebe keiner
Sein kurzes Leben lang?), doch nicht im Kloster,
Ward mir mein Teilchen Wissen oder Zucht;
Ich bin ein Kind der großen Gegenwart
Und, wenn Ihr's hören mögt — bin ich Poet."
Da nickt' er mit dem Haupt und sah mich an:
„Auch ich hab' einst manch' sinnig Lied ersonnen
Und sorgsam schrieb ich es auf Pergament."
Dann fuhr er fort: „Bist du des Lesens kundig?"

„Des Lesens?" gab ich ihm verblüfft zurück.
„Das lernt' ich wohl in meinen Kindertagen,
Denn mit sechs Jahren hebt die Schulpflicht an;
Der ärmste Bauer hat doch heut' sein Buch."
Da flog ein Staunen durch die harten Züge;
Dann seufzt' er leis und fuhr sich an die Stirn:
„Ein Kind besiegt die Weisheit meiner Zeit!"

Wir horchten auf — da drüben auf der Straße
Erklangen Schritte; noch ein später Zecher,
Ein Bauersmann, ging seines Weges heim.
„Wem ist der Hörige da drüben eigen?"
Frug Werinher; ich sah befremdet auf:
„Kein Höriger; ein Bürger ist's des Staats,
Der hilft dem König Land und Volk regieren
Und über Grafen sitzt er zu Gericht
Im strengen Kreis der zwölf geschwor'nen Männer.

Mich deucht, es ist der Seewald von Elmau!"
„Der Seewald!" — sprach der Mönch, sich lang besinnend.
„So steht sein Haus schon siebenhundert Jahr';
Sein Ahn war unser und der kühnste stets,
Wenn wir zur Wolfsjagd unser Volk entboten.
Haust es noch arg, das wilde Raubgezücht?"
„Das ist verschollen," sprach ich, „doch mit ihm
Auch jenes Wild, das einst den Forst durchbrauste!
Den Edelhirsch mit vierundzwanzig Enden,
Den denkt man nur mehr aus der fernen Sage
Und wenig fehlt, so wird auch noch der Wald
Des schnöden Wuchers unbarmherz'ge Beute!
An alle Schönheit legt die Säge Hand."

Da schlug's im Turm. Er bebte. „Welch' ein Laut?"
Ich aber sprach: „Das ist das Maß der Zeit."
„Auch wir," sprach jener, „haben sie gemessen,
Die Sonnenuhr gab uns die Stunde an;
Doch in der Nacht war alles eins und gleich;
Die Zeit stand still, auch sie bedarf der Ruhe.
Ihr aber zwingt sie aus dem Schlaf. Mich deucht,
Ihr habt die Sonne in den Turm gekerkert,
Auf daß sie rastlos euch die Stunden teilt;
Wir sahen nur die Zeit, ihr hört sie geh'n."

„Beklag' es nicht; viel reicher ist das Leben,
Das nur durch Sonnenschein und Nacht sich teilt,
Als wenn man immer zählt! Glaub' mir: die Zeit
Geht erst so rasch, seit man sie gehen hört!
Und so erwuchs in unserem Geschlecht
Der Fieberdrang, sie rastlos einzuholen;
Geschwindigkeit ward uns das höchste Ziel."

„Auch uns," sprach jener, „stand dies Ziel gar hoch;
Oft, wenn Gefahr uns von den Feinden drohte,
Galt es zu reiten ruhlos Tag und Nacht.
Einmal war alles uns daran gelegen,
Dem stolzen Bischof, der in Augsburg saß,
Noch unsern Rat durch sich're Hand zu künden,
Eh' ihn der römische Legat gekirrt.
Wir hatten damals einen Hengst im Stall,
Ein Rappe war's, und einen jungen Fant,
Der macht' sich auf beim ersten Hahnenschrei,
Und eh' es dämmert', war er schon am Ziel.
Damals ward weit und breit der Ritt gerühmt:
Das war das schnellste Roß in jener Zeit."

„Und doch hat unsre noch ein schnell'res Roß;
Den langen Weg, den euer Bote ritt,"
Sprach ich, „macht unser Roß in wenig' Stunden;
Denn seine Sehnen sind von hartem Stahl
Und Feuer ist die Nahrung, die es heischt —
Habt ihr vom Dampfroß nie erzählen hören?"
Da schlug der Mönch mit finst'rem Blick ein Kreuz:
„Lügt Ihr mir vor von Wodans wilder Jagd?
So seid Ihr mit dem bösen Geist im Bund?"
Ich aber sprach: „Das schuf kein böser Geist,
Das sind die heil'gen Kräfte der Natur,
Die Gott uns aufschloß und das eigene Denken."
Da nickt' er stumm. „Wohl ist es lange Zeit,
In siebenhundert Jahren läßt sich vieles
Ersinnen, wenn man rastlos sinnt wie ihr.
Ich aber fühl's, ich möchte nimmer leben;
Denn winzigklein erscheinen selbst die größten
Von uns in eurer riesengroßen Zeit. —
Wie viele Wunder soll ich heut' noch hören?"

Wir schwiegen still, da klang ein Schuß herüber
Vom andern Ufer; durch die Berge hin
Erscholl in stiller Nacht der Widerhall.
„Das ist wohl einer, der aufs Wildern geht,"
Begann ich lauschend, „mich bedünkt, der traf!"
„Seltsam," sprach jener, „solchen Widerhall
Gab unser Speer nicht an der stärksten Eiche."
„Des Speeres," rief ich, „sind wir längst entwöhnt!
Und nicht des Armes Kraft treibt das Geschoß:
Das ist ein Sandkorn, schwarzem Staube gleich;
Allein die Riesenkräfte von Dämonen
Ruh'n in dem Staub, wenn er zum Himmel flammt.
Wir nennen's Pulver und ein stiller Mönch,
Mit Namen Berthold, band den Dämon los.
Kein Schild beschirmt vor seinem Todesblitz,
Kein Held ist stark genug vor dieser Kraft,
Nur eine Handvoll tötet einen Leu'n."
Da faltet' Werinher die hohe Stirn
Und sprach im Zorn: „Beim heiligen Quirin!
So tauscht ihr Tapferkeit und Mannesmut
Nur gegen Hinterlist und Zufall ein:
Wie Hagen einst den stolzen Siegfried fällte
Von hinterrücks und ohne Kampf um Kampf,
So mögt ihr jetzo jeden Helden fällen
Aus feiger Ferne; denn den stärksten Mann
Begleitet nimmer schützend seine Stärke."

„Wohl liegt ein wahrer Kern in deinem Wort,"
So hub ich an, „doch jene neue Kraft
Bringt neues Gute auch. — Der Pulverdampf,
Das sind die Wolken heutzutag', in denen
Das große Schicksal ganzer Völker steht.
Im Pulverdampf erstand so manches Reich,

Das Pulver half uns stundenlange Wege
Durchs Herz der Felsen bau'n — doch ward es auch
Ein Samenkorn für manche düst're Tat.
Sind wenig' Monde doch seitdem verflossen,
Daß sie den großen Kaiser selbst bedroht,
Der uns des Reiches Glanz erneut und schirmt,
Um Haaresbreite war's um ihn gescheh'n."

„Fluch auf den Mörder!" zürnte Werinher.
„Stand er im Feld? Wer waren seine Feinde?
Künd' mir vom Reich und seinen Kämpfen mehr!
Gewiß sind's wiederum die wilden Hunnen;
Auch unser Kloster legten sie in Schutt!"

Ich mußte lächeln. „Nein, der Hunnen Volk
Ist längst vom Sturm der Zeiten fortgeweht.
Nach blut'gem Kampfe steht die Ostmark jetzt
Im Frieden mit dem Reich. Im Westen,
Wo sich des Frankenreiches schlimme Erben
Verschworen haben gegen deutsches Blut,
Da sandte Gott ein fürchterlich Gericht.
Die sind zerschmettert — Land und Thron und Ruhm.
Doch jeder Sieg gebiert uns neue Feinde
Und an der Größe rankt der Neid empor."
Da leuchtete dem alten Mönch der Blick:
„Ei was! viel' Feinde bringen auch viel' Ehr';
Das deutsche Reich braucht keinen Feind zu scheu'n.
Sein Volk ist zahllos wie der Sand am Meer,
In seinen Gauen herrscht mit starker Hand
Manch' tapf'rer Herzog, hundert edle Grafen
Und mancher Bischof, mächt'ger noch als sie;
Auch unterm Krummstab wohnt ein wehrhaft Volk,

Das soll man alles zu den Waffen rufen,
Das sollen sie mit ihrem Segen fei'n,
Auf daß sie streiten für des Kaisers Recht,
Auf daß sie sterben für des Kaisers Ehr'.
So war's der Brauch der alten, guten Zeit."

„So war's der Brauch!" fiel ich ihm zögernd ein,
„Doch and're Zeiten brachten and're Sitten.
Wohl hegt der Krummstab noch ein wehrhaft Volk,
Doch seine Wehre kehrt sich wider uns.
Rom ist der Heerbann, dem sie heute folgen
Und lüstern lugen sie dem Fremden zu,
Daß er das Reich in alten Hader spalte.
Ja, als man den Gedenktag jüngst beging
Des großen Siegs, den unser Heer errang,
Da weigern sie das heilige Geläut'
Sogar im alten Kaiserdom zu Speier."

Da fuhr der Mönch mit wildem Ingrimm auf
Und an den Schläfen pocht' ihm jede Ader:
„Sie säen Wind, so sei die Ernte Sturm!
Fluch ihnen," rief er, „die das eig'ne Land
In Hader spalten! Acht und Aberacht
Treff' ihre Häupter, bis der Tod sie trifft!
So war's das Recht in unsrer alten Zeit,
Wenn's einer wagte und dem Kaiser je,
Dem er die Treue schwur, die Treue brach. —
Nun möcht' ich leben," fuhr er flammend fort,
„Dann zög' ich aus und wollt' es ihnen weisen
Mit Eisenworten, was dem Manne ziemt;
Nun möcht' ich leben und möcht' wieder singen
Ein Heldenlied, ein Lied — von deutscher Treu'!"

So sprach der Mönch, der Dichter Werinher,
Und mit der Rechten fuhr er an die Seite,
Als trüg' er noch das riesenlange Schwert,
Womit er einst die Lenden sich gegürtet,
Wenn es der Heimat Recht nnd Ehre galt.
„Nun möcht' ich leben!" war sein letztes Wort.

Da schlug's im Turm und die Gestalt verschwand.
Ich aber stand allein auf öder Straße!
Mit blauem Schimmer glänzt' das Mondenlicht,
Hoch im Gebirg' lag silberhell der Schnee
Und in den Dörfern schlummertiefer Friede!





Neue Hochlandslieder.



Widmung.*)

Zur Ausfahrt rüst' ich neue Lieder,
Denn Wandern ist des Liedes Los!
Doch erst leg' ich sie grüßend nieder,
Mein holdes Weib, in deinen Schoß!

Wem auch sollt' ich sie besser geben?
Sind sie ja doch von Anfang Dein!
Denn was mir blüht in Tun und Leben,
Erblüht in Deinem Sonnenschein!

Die Augen selbst noch jugendhelle,
Die blonden Kinder an der Hand:
So steht Dein Bild auf meiner Schwelle —
Glück auf, ihr Lieder, fahrt ins Land!

---

*) Die Gedichtsammlung „Neue Hochlandslieder" widmete der Dichter seiner geliebten Gattin.

Im Leben walten Kampf und Waffen,
Im Liede milder Klang und Ruh'!
Ein sel'ger Mann hat euch geschaffen,
Doch daß er selig ward — schufst Du!

München, im Frühling 1881.

Fischervolk.

(XI. Jahrhundert.)

Braune Hütten.

Es steht das Kloster Tegrinsee
Wohl an der Flut, der kühlen,
Und wo den grauen Mauerwall
Die Wogen sacht umspielen,

Steh'n braune Hütten, vor dem Wind
Geschirmt von Waldesbergen;
Dort haust des Klosters Ingesind':
Die Fischer und die Fergen,

Blauäugig, blond und sorgenlos. —
Die Frauen steh'n am Herde,
Frau Sonne zieht die Kinder groß,
Die spielen auf der Erde.

Frau Sonne trocknet das braune Schiff,
Das draußen liegt am Strande.
Die Netze hängen am Felsenriff,
Die Wogen rauschen im Sande.

So lebt dies Fischervolk dahin,
Uraltem Brauch genügend,
Die stille Flut, die wilde Flut
Geheimnisvoll durchpflügend.

Uralte Sage weht hier noch,
Weht wie der Seewind leise.
Frohsinnig stets und schweigsam doch —
Das ist der Fischer Weise.

Guntram.

Der schönste aber von der Schar,
Das war ein schlanker Knabe,
Die Wangen braun, die Augen klar;
Auch das ist holde Habe.

Der sprach: Ich bin ein froher Knecht,
Guntram bin ich geheißen;
Und ich erzeig' des Klosters Recht
Der Ferchenbrut, der weißen!

Die grüne Flut ist mein Revier,
Die Fischweid meine Wonne;
Ich jag' mein silbern Edeltier,
Ob Mond glänzt oder Sonne.

Denn Fischerwerk bleibt froher Brauch,
Wie oft uns Wogen drohten;

Es waren ja doch Fischer auch
Die heiligen Zwölfboten. *)

Herr Gotahelm ist unser Herr,
Dem sind wir untergeben:
Zwölf Fischerleut', die weiset er;
Wagt jeder gern sein Leben.

Er weist uns Hegezeit und Fang,
Der Flut geheimste Pfade,
Des Netzes Kunst, der Ferchen Gang,
Die Klippen am Gestade.

Doch will der Wind mit letztem Graus
Ein Schifflein niederreißen,
Dann heißt's: „Guntram, fahr' du hinaus!" —
Guntram bin ich geheißen!

Herr Gotahelm.

Im Eckturm wie auf hoher Wart'
Saß träumend, weltverschollen
Ein langer Mönch im grauen Bart
Vor pergament'nen Rollen.

Dieweil der Mai durchs Fenster schien,
Seeluft weht frisch und frischer.
Den stillen Mann, sie nannten ihn
Herrn Gotahelm, „den Fischer".

*) Zwölf Apostel.

Der ist des Sees Vogt und Herr,
Die Knechte warten seiner;
Der Fischweid kundiger denn er
Im deutschen Land ist keiner.

Und seltsam ist der Zelle Zier,
So ziert sie baß nicht jeder:
Schilfwerk, Gestein und bunt Getier — —
Da griff er nach der Feder

Und schmucke Bilder reiht er an
Des Buches Hieroglyphen;
Er zeichnet Berg' und Uferplan,
Des Sees Grund und Tiefen.

Die Mauer glänzt, der Buchfink rief,
Seewind weht frisch und frischer.
Er sah hinaus — und seufzte tief,
Herr Gotahelm, der Fischer.

Seerosen.

Seerosen, weiß und offen,
Die lagern vor ihm zur Stund',
Die hatte sein Blick getroffen,
Und darum seufzt sein Mund.

Auch er hatt' eine Blüte
Geschaut in junger Zeit;
Doch da er nach ihr sich mühte,
Wich sie ihm tückisch zur Seit':

Wie sich Seerosen neigen! — —
Dabei kam mancher um.
Seitdem gelobt' er Schweigen
Und ward ein Mönch und stumm.

Haßt Reden und haßt Minnen,
Denn beide trügen nur;
Seitdem gilt all' sein Sinnen
Der stummen Kreatur,

Weil er so herbe Gedanken
An süßem Munde fand! — —
Stumm wiegt er die zwei schlanken
Seerosen in seiner Hand.

Fischerfreude.

Doch Guntrams Herz war sonnenhell
Und freudig all' sein Schaffen;
Der war wohl Tag und Nacht zur Stell'
Mit seines Werkes Waffen.

Wie war's ihm wohl, wenn tief zur Flut
Die breiten Netze sanken
Und wenn er sie zu Tage hob
Voll silberner Reinanken!*)

Im Maien, wenn der See „verblüht",
Wenn noch vom Blütenstaube
Der Wasserblumen quillt die Flut,
Da zieh'n die Ferchen zum Raube.

Und am Gestad' sonnt sich der Hecht,
Der grimme, mordgewohnte.
Wie herrlich ist ein Zug zur Nacht
Im Mai, bei krankem Monde!**)

Das Schiff trägt kaum die Silberlast:
Solch' Lohn ist wohl ein hoher —
Wenn's wirklich eitel Silber wär',
Er wär' darob nicht froher!

Arger Lohn.

Einst faht' ich einen Ferchen,
Der wog wohl hundert Pfund;
Den trugen des Abtes Boten
Vor Kaiser Heinrichs Mund.

*) Reinanken = Renken.
**) alter Fischerausdruck für den abnehmenden Mond.

Der Abt erhielt einen Weinberg,
Ein Goldkreuz Gotahelm;
Doch Guntram, der ihn fahte,
Ist blieben — ein armer Schelm.

Am Waldbach.

Wenn Sommerglut im Lande lag,
Wenn heiß die Luft sich klärte,
Dann ging's waldein so manchen Tag
Auf eines Wildbachs Fährte.

Dort ist es still und kühl und blau,
Gestein und Pfade schattig;
Um Mittag perlet noch der Tau
Im grünen Riesenlattich.

Und wenn durchs Laub die Sonne streift,
Dann funkeln hell die Kiesel;
Die Blume blüht, die Beere reift,
Im Felsspalt lauscht das Wiesel.

Doch nur das Rauschen klingt allein
Und fern des Spechtes Hämmern!
Guntram streckt sich ins Moosgestein,
Wo grün die Wasser dämmern.

Er senkt die Reusen in die Flut,
Er lugt vor seinem Pfühle
Zum Grund — ihm wird so wundergut
In dieser stummen Kühle!

Forellenfang.

Forelle, schlanke Bachmaid du,
Wie spielst du übermütig,
Vom Ufer weg, dem Ufer zu —
Du schlanke Bachmaid, hüt' dich!

Ich weiß am Berg wohl eine Maid,
So flink wie du geartet,
Helläugig, fröhlich allezeit:
Hab' ihrer lang gewartet!

Bei Sonnenglut, bei Mondenschein,
Mein Sinnen all' zermüht' ich;
Geduld! ich wart' noch länger dein —
Du schlanke Bergmaid, hüt' dich!

Richilde.

Da droben, wo der Waldbach trägt
Sein Steingeröll zum See,
Dort liegt ein Haus, vom Schilf umhegt,
An laubbekränzter Höh'.

Und in der Feldmark mäht und singt
Ein Mägdlein, schlank und frei,
Ihr Goldhaar glänzt, ihr Jauchzen klingt,
Ihr Aug' ist wie der Mai.

Dort war's, daß sich am Uferwall
Einst Guntrams Netz verfing. — —
Da sah'n sie, wie ihr Sehnen all'
Auch ineinanderhing.

Und wie sie scheu die Wimper senkt',
Ward Guntram alles kund,
Und leise sprach er, was sie denkt,
Und küßt' den roten Mund!

Das ist der Minne Maienrecht!
Und was bringt Wonne mehr?
Doch Guntram sprach: „So wird der Knecht
Oft reicher denn der Herr!"

Süßer Fund.

Und wie er heimfuhr durch die Flut,
War's wie ein Traum um ihn;
Die Woge wallt, es wallt sein Blut,
Er ließ den Nachen zieh'n.

Er wendet sehnend hin das Haupt
Dort, wo Richildis stand.
Er sieht die Hütte waldumlaubt —
Da rauscht sein Schiff ans Land.

„Herr Gotahelm — zu aller Stund'
Will ich euch fügsam sein,
Euch ziemt des Sees ganzer Fund;
Der eine nur ist mein!"

Minnefahrt.

Bergwind rauscht — der laute Rufer,
Donner grollt ihm nach im West;
Hoch die Flut und fern das Ufer,
Alter Einbaum, nun halt' fest!

Hei, wie glüh'n die seeschaumfeuchten
Wangen mir vor Ruderlust!
Blitz um Blitz! — wie Wetterleuchten
Zuckt's mir freudig durch die Brust.

Denn ein Hüttlein winkt im Schilfe
Und vom Herd loht hell die Glut,
Roter Mund hat süße Hilfe
Wider Sturm und Wind und Flut!

Und wie schwarz die Wolken jagen,
Dein Aug' blaut doch himmelzart,
Auf, mein Schiff! — wir wollen's wagen,
Minnefahrt ist kühne Fahrt!

Am Herde.

Oft ruhten sie beim Herdesschein,
Getrocknet Schilf zum Lager;
Stumm sah der alte Ahne drein,
Eisbärtig, hoch und hager.

Der hatte noch den Schutt geseh'n,
Als hier die Hunnen stürmten,
Er sah sie wieder aufersteh'n,
Die Mauern, die getürmten.

Er wußt' um jeden Pfad und Stein
Im tiefsten Waldesinnern —
Und leis steigt aus dem Feuerschein
Sein heimliches Erinnern.

Ihm wurden alte Sagen wach —
Und manchem ward es bange,

Wenn er von Elf' und Kobold sprach,
Von Drache, Wolf und Schlange.

Die finstern Wunder kannt' er all',
Der Bergesseen, der dunkeln;
Die alten Götter nannt' er all' —
Und seine Augen funkeln.

Doch nennt er Freia, hell und hold,
Dann wird sein Antlitz milde —
Denn vor ihm steht, das Haar wie Gold,
Sein Freudenkind — Richilde.

Der Walchensee.

Und er erzählt, die Funken sprüh'n,
Der Kreis der Kinder lauschte;
Er warf ein Weihkraut in die Glut,
Der Wind am Ufer rauschte.

Der Westwind war's und westwärts liegt
Der Walchensee, der tiefe;
Weh' dem, der dessen Geister je
Aus ihrem Schlummer riefe!

Ein Riesenwaller liegt am Grund,
Geringelt, tausendpfündig,
Und Stimmen schallen aus der Flut:
„Verlaß mich — oder ich schlünd' dich!"

Und oft glänzt auf dem Spiegelsee
Ein Streifen, purpurdunkel,
Und wer ihn faßt, faßt heißes Blut —
Rotschimmernd wie Karfunkel.

Doch wo der Fels den See umschließt,
Da hämmern Zwergenhände
Rastlos — bis sich die Flut ergießt
Und schafft des Landes Ende.

Dem Alten selber wallt das Blut,
Der Kreis der Kinder lauschte;
Er warf ein Weihkraut in die Glut,
Der Wind am Ufer rauschte.

Die Wasserfeien.

In Schweigen sank der Alte längst,
Die Herdglut glomm, die warme;
Da schlang Richilde um den Hals
Des Liebsten noch die Arme.

„O Guntram!“ sprach sie, „hüte dein,
Daß nicht die Wasserfeien
Dich niederzieh'n; die lieben auch
Den frohen Mann im Maien.“

Er aber lacht und windet los
Die Arme braun und sehnig.
„„Die mögen, trau'n, mich niederzieh'n,
Die Feien acht' ich wenig!

Die lebten nie — so tat es kund
Herr Gothelm mir und vielen!
Stumm ist die Flut und öd' der Grund,
Wenn nicht die Fischlein spielen!""

Richildens Antlitz flammte rot —
„Schweig!" sprach sie mit Erbeben,
Und wähnt auch Gothelm, die sind tot,
Ich aber weiß: — sie leben!!"

Im Erkerturm.

Herr Gothelm saß im Erkerturm
Und durch sein Herz zog süßer Sturm;
Er wußt' wohl, wie's dem Knecht ergangen,
Das nahm dem Herrn den Sinn gefangen.

Er wußt' zwei Augen, tief und voll,
Davon er doch nicht wissen soll;
Sternaugen, die nach Guntram schauen,
Wo er die Netze zieht im Blauen.

Herr Gothelm sitzt im Erkerturm
Und schwichtet leise den süßen Sturm
Und alte Sehnsucht wird ihm rege:
„Sie sind doch selig — junge Wege!“

An der Seebucht.

Dieweil lag wohl auf seinem Schiff
Jung Guntram manche Stunde;
Schlingwerk blüht um das Felsenriff
In spiegeltiefem Grunde.

Kein Hauch zieht durch die Mittagsglut;
Nur gold'ne Sonnenfunken
Durchleuchten glitzernd alle Flut
Und drunten liegt versunken

Urwaldgezweig im grünen Grab,
Die Fischlein zieh'n im Kreise;
Das quillt herauf, das quillt hinab —
Doch aus dem Schilf weht's leise

Wie wundersüßer Sang, den dort
Die Wasserfei'n erheben — —
Und ihm erwacht Richildens Wort:
„Ich aber weiß, sie leben!“

Wanderlust.

Oft wenn die wilden Schwäne ziehen,
Die Nordlandsboten, übern See,
Möcht' ich wohl auch mit ihnen fliehen
In einen Winter ohne Schnee
Und schau'n des Südens-blaue Welt,
Wo mancher Kaiser zog und Held.

Dort grünt der Lenz, der ewigmilde,
Wenn uns noch bannt die Winternacht.
Doch welsches Land trägt nicht Richilde,
Dies eine hab' ich schlecht bedacht!
Und schämen möcht' ich dann mich schier; — —
Hab' ich nicht Lenz genug bei ihr?

Im Winde.

Ein wilder Sturmtag war
Heraufgezogen
Und durch das Nebelgrau
Zieh'n breit die Wogen.

Sie rollen dumpf heran,
Bis sie zerschellen;
Der Nordwind weist die Bahn,
Die Lüfte gellen.

Und immer neue nah'n
Und neue wieder
Und eine Woge würgt
Die and're nieder.

Sie steigt — sie schwillt — sie bricht
Aufschäumend, schauernd!
Und Guntram schauert selbst,
Im Nachen kauernd.

So muß die Schlacht wohl sein,
Wo Männer streiten. — —
O, dürft' ich einmal nur
Aufs Schlachtfeld reiten!

Gewittersturm.

Und einmal, da war's wieder Sturm,
Als sollt' das Land ertrinken,
Da trieb weit draußen auf der Flut
Ein Schifflein am Versinken.

Und Gotahelm trat vor das Haus:
„Wer wagt es heut'?“ — „Nicht einer?“
„Guntram,“ sprach er, „fahr' du hinaus,
Sonst rettet jene keiner!“

Auf Guntrams Schulter, stark und bloß,
Legt schweigend seine Hand er

Und Guntram band den Einbaum los
Und im Gewog verschwand er.

Am Ufer harrte banges Volk,
Denn alles horcht und feiert;
Doch keiner sah's, wie's draußen ging,
Da war's wie nachtumschleiert.

Und draußen stieg des Sturmes Kraft
Und Guntrams Kräfte sanken.
Sein Ruder wühlt, die Stirne pocht,
Die sehnigen Arme wanken.

Sein Ruder wühlt, sein Ruder bricht,
Die grauen Wogen schwellen;
Der Einbaum steigt, der Einbaum sinkt,
Guntram rang in den Wellen.

Sein Notruf klang, doch Not und Ruf
Verschlang die Flut, die wilde;
Ein Blitz zuckt auf — ein Haus im Schilf
Sieht er, versinkend. — — — Richilde!!

Am blauen Morgen.

Licht war der Morgen, kühl und rein;
Nach all' dem Wetterschauer
Schien gold'ner nur der Sonnenschein,
Der Himmel nur noch blauer.

Und draußen, auf der weichen Flut,
Zieht ruderlos die Kreise
Ein Einbaum ohne Mann und Gut,
Der Wind nur lenkt die Reise.

Und sacht trieb ihn der Wind ans Land
In laubumsäumte Buchten,
Dieweil sie ringsumher am Strand
Ein tapf'res Leben suchten.

Auf seine Planken hing Gezweig
Von wilden Rosen nieder;
Doch den er ehmals trug, der schweigt
Und redet niemals wieder!

Letzter Segen.

Um Sunnwend' war's, der Tag war klar;
Im schwarzen Priestergewande
Stand Gotahelm in des Volkes Schar
Am blauen, rauschenden Strande.

Er sprach: „Du warst ein treuer Knecht,
Getreuer denn mancher Freie;
Drum ist ein geweihtes Grab dein Recht.
Ich selber geb' ihm die Weihe.

Und ist's ein Grab auch ohne Sarg,
So ist der Herr doch gnädig

Dem Mann, den er darinnen barg. —
Sei deiner Sünden ledig,

Weil du beim Wohltun littest Weh!" —
Rings stand das Volk im Harme;
Dann breitet über den blauen See
Herr Gotahelm die Arme.

Und „De profundis" sangen sie:
„Ruh' aus von Sturm und Winden,
Und mag dein Leib auch rasten hie,
Gott wird die Seele finden!

Am jüngsten Tag, wenn Herr und Knecht
Vor einem Herrn sich beugen,
Dann ruf' du für dein Himmelsrecht
Herrn Gotahelm zum Zeugen!"

Totenklage.

Es scholl des Klosters Trauersang
Weithin durchs Seegefilde,
Doch als er drüben ans Ufer klang,
Da horchte zornig Richilde.

Sie stieg hinunter ins hohe Schilf,
Sie warf am Ufer sich nieder,
Sie griff in die Wogen. — „Frau Sonne, hilf;
Ihr Fluten, gebt ihn mir wieder!

Mein war er — allzeit, ohne Hehl,
Nennt ihn den euren immer,
Und mögt ihr heilen seine Seel', —
Die meine heilt ihr nimmer!

Wie war er schön! — Drum raubten ihn
Die weißen Wasserfeen
Mit Sturmlist — denn sein treuer Sinn
War taub für all' ihr Flehen.

Die Wasserfei'n, so schlank und weiß,
Die tief am Seegrund wohnen —
Und Guntram, den ich lieb' so heiß,
Soll ihrer Minne fronen?!"

Sie schlug die weiße Brust vor Not,
Die vollen Schläfe beben.
„Und sprach auch Gothelm: die sind tot —
Nun weiß ich es — sie leben!!"

Feldpfade.

Frühlingswandern.

Lenz liegt im Walde, warm und trocken
Keimt sonnenhell der grüne Grund;
Es klingt der Vöglein Liebeslocken,
Es klingt des Bächleins heller Mund.

Da zieh' ich schweifend durchs Gestäude,
Dem Waldtier gleich, das wintergrau
Im stummen Drang der Lebensfreude
Zur Sonne kommt aus seinem Bau.

Wie wohlig ist's, die Glieder strecken
Und wandern und nicht wissen, wo?! — —
So schweif' ich hin durch Steig und Hecken
Lautlos und ziellos — sonnenfroh!

Morgenluft.

Duftiges Gewölk im Blauen,
Gangsteig unterm Lindenhag —
Schwanke Halme, grüne Auen;
Sei gegrüßt, du Sommertag!

Goldgelock und Frohmut bring' ich
Auf die Fahrt. Sonst ist nichts mein!
Wie ein flatternd Vöglein sing' ich
In den blauen Tag hinein.

Und die ganze Welt daneben
Singt und sonnt sich, wie sie mag.
Lauter Jugend, lauter Leben!
Sei gegrüßt, du Sommertag! — —

Die ihr nur der Weltnot denket,
Schaut die Schönheit dieser Welt!
Was der Gang durchs Leben kränket,
Heilt ein Gang durch grünes Feld!

Sonnenzauber.

Im Holze girrt der wilde Tauber
Und süßes Leben schwirrt und summt;
Mir aber ist im Sonnenzauber
Die frohe Seele fast verstummt.

Denn wie ein Ahnen kommt's mir mitten
In all' der heißen Lebensglut:
Wie unter diesen leichten Schritten
Soviel vom tiefsten Wunder ruht.

Wir welken hin. Doch immer wieder
Erwacht dies Grün aus Schnee und Eis.
Und bricht die alte Linde nieder,
Steigt aus dem Stamm ein junges Reis.

Und drüber rankt die wilde Rose:
Ein Blühen ohne Leid und Zeit! — —
So liegt vor dir im Erdenschoße
Das Wunder aller Ewigkeit!

Im Dickicht.

Und immer einsam zieh' ich hin,
Doch hat's mich nicht verdrossen;
Denn wer im Walde wandern geht,
Braucht keine Genossen.

Es rauscht der Quell, es rauscht der Baum,
Lichtstrahlen funkeln und weben —
Und ich erleb' im halben Traum
Das tiefste Leben.

Denn was mir die rauschende Quelle sagt,
Das sagt mir sonst nicht eine;
Und so, wie die Frau Sonne küßt,
So süß küßt keine!

Abendruhe.

Blauschatten liegen auf dem Walde,
Es war der Tag so sonnenschwül;
Nun weht's um Flur und Hof und Halde
So dämmerkühl.

Lug', wie sich schon die Blumen bücken!
Horch', wie der Drosselschlag verklingt;
Ein Bursch', die Sense überm Rücken,
Zieht heim und singt.

Und schweigend fließt durch alle Weiten
Die große Ruhe der Natur. — —
Die Herde zieht mit fernem Läuten
Auf feuchter Flur.

Da schwindet alles Leid hienieden,
Mir wird die Seele frei und heil. —
So hab' auch ich am Weltenfrieden
Mein stilles Teil.

Überlebend.

Und wird mein Leben früh' zunichte,
Ich trag' es, wie es Gott gefällt;
Ach, nur vom gold'nen Sonnenlichte
Scheid' ich so schwer, nicht von der Welt.

Doch manchmal träumt's mir, scheu und leise,
Als blieb' ich doch im Sonnenstrahl:
Es singt der Wand'rer meine Weise,
Wenn er vom Hochland zieht zu Tal.

Und Minneglanz im Angesichte,
Spricht noch mein Wort die Bergmaid nach:
So leb' ich doch — im Sonnenlichte!
Und längst entschlafen, bin ich wach.

Aus jungen Tagen.

Zum Scheiden.

Laß mich nicht ohne Abschied scheiden,
Nicht eh' das letzte liebe Wort
Gesprochen wurde von uns beiden;
Noch einmal komm' — und dann zieh' fort!

O hab' den Mut der letzten Stunde!
Viel hab' ich dir zu lieb' getan
Und alles geht mit dir zugrunde —
Schau' mich noch einmal sonnig an!

Und dann zieh' fort . . mit ruhigen Schritten;
Vergeben ist ja alles längst!
O komm'! — Zwei heiße Augen bitten,
Daß du in Frieden mein gedenkst!

Abendstunde.

So taukühl geht der Tag zu Ende,
Die Linde rauscht, davor wir steh'n. —
Gib mir noch einmal deine Hände:
Es ist auf Nimmerwiederseh'n!

Die Sonne schied, die Menschen scheiden.
Wie ist die junge Liebe schön!
Die Linde rauscht — wir müssen's leiden,
Es ist auf Nimmerwiederseh'n!

Braunäuglein.

Braunäuglein, die mein Leben war
Und alle meine Freude,
Bist du geschieden ganz und gar
Und läßt mich ganz dem Leide?

Braunäuglein, wenn die Drossel singt
In kühler Abendstunde,
Da denk' ich wohl: Wie süß erklingt
Der Klang von *deinem* Munde!

Braunäuglein — o, du weißt es nicht,
Was du mir hast genommen! —
Ich mein' als wie vom Sonnenlicht:
Du *müßtest* wiederkommen!

Brautlied.

Die Boten deines Glückes fliegen —
Fahr' wohl, du schöne, stille Braut!
Ich war der erste, der verschwiegen
In diesen Blumenkelch geschaut.

Doch kein Erglühen, kein Erblassen,
Kein Zucken zeigt dein Augenlid. —
Du wirst es stumm geschehen lassen,
Was jedem Myrtenkranz geschieht.

Du blühst durch deine Jahreszeiten
Und nie wird deine Seele wach —
Doch durch die Flut der Ewigkeiten
Schaut dir mein Auge sehnend nach!

Mainacht.

Der Nacht gedenk' ich ew'ge Zeit,
Der Nacht vom ersten Maien:
Da dich der fremde Mann gefreit,
Dich, die ich einst wollt' freien!

Es rauscht der See im Mondenschein
Und lenzgrün sind die Almen;
Doch durch mein Herz rauscht Lust und Pein,
Als sollt's mein Herz zermalmen!

Ich stieg bergan die ganze Nacht,
Durch Blumen, durch Steingerölle . . .
Ich zog durch die grüne Erde hin,
Ich zog durch Himmel und Hölle!

Herbstgang.

Das Laub, das einst in grüner Höh'
Geblüht, es fällt zur Erde;
Ein Fischerhüttlein steht am See,
Das Feuer brennt am Herde.

Und die mir einst so hoch geblüht,
Die Minne, ist vergangen.
Ich starr' ins Feuer, wie das glüht
Vor meinen kalten Wangen.

Ich hab' es einst wohl auch gemeint,
Das Feuer dir zu zünden
Am trauten Herd, mit dir vereint —
Du gabst mein Wort den Winden.

Es rauscht der Wind ums Hüttendach,
Ich starre wie gefangen . . .
Am Feuer wird die Sehnsucht wach — —
Und alles ist zergangen!

Ohne Trost.

Ich weiß ein Herz, das traurig schlägt,
Das nimmer sich in Ruhe legt.

Und zieht die Schwalbe unters Dach,
Sie singt ihm nicht die Freude wach.

Es wogt das Korn, es blüht der Pfad,
Ihm reift die Sonne keine Saat.

Und wenn das Laub im Herbstwind fällt —
Sein Leid besteht, sein Kummer hält.

Dann kommt die tiefe Wintersruh',
Doch deckt der Schnee den Schmerz nicht zu.

Ich weiß ein Herz, das traurig schlägt,
Das nimmer sich in Ruhe legt.

Winterträume.

Die Luft ist grau, es streift der Wind
Die Dächer, die verschneiten;
Ich denk' an dich, du holdes Kind,
Und an die alten Zeiten.

Ich schau' hinaus mit leerem Blick,
Am Herde sprüh'n die Funken. —
Mir wird, als läge nur mein Glück
In Winterschlaf versunken,

Als läg' nur tiefer, tiefer Schnee
Auf all' dem süßen Leben,
Als müßt' es nach dem Wintersweh
Noch einmal Frühling geben — —

Derweil wir doch geschieden sind
Für alle, alle Zeiten! — —
Die Luft ist grau, es streift der Wind
Die Dächer, die verschneiten!

Ludwig der Bayer.

Eine Jagdfahrt im Ammergau.

(1347.)

Waldritt.

Alles blüht' im hohen Lenze,
Der den holden Sieg erstritten,
Als an Ettals Hochwaldsgrenze
Ins Gebirg zwei Männer ritten,

Bald im Schirm des Tannenhages,
Bald durch grünen Almengarten,
Um im Frühlicht andern Tages
Auf den schwarzen Hahn zu warten.

Vorn, die Wege zu bereiten,
Ritt der Knecht auf grauem Rosse,
Steig- und Jagdzeug an der Seiten,
Wohl ein treuer Weidgenosse.

Hinter ihm in kurzer Strecke
Der Gebieter, ernster, älter;
Edles Rauhwerk trägt die Decke,
Edlen Ganges geht sein Zelter.

Und er atmet tief und müde
In dem blauen Bergesmorgen;
Um den Zelter kreist der Rüde,
Maiwind küßt die Stirn voll Sorgen.

Keiner kennt den Mann, den bleichen,
Redestillen, waldvertrauten;
Doch ein Adler ist sein Zeichen
Und ein Schild mit leichten Rauten.

Also kommen sie zur Almen
Und der Rosse Gang wird leiser.
„In den sammetgrünen Halmen
Laßt uns rasten!" — sprach der Kaiser.

Bergesodem.

Er hob die Arme hoch und frei,
Er sieht die Felsen ragen,
Er hört im Blau den Falkenschrei —
„Nun laßt mich jagen, jagen!"

Es ist sein Herz so kummerwund
Von ungetreuen Mannen —

Das alles macht der Wald gesund
Und rauscht der Wind von dannen.

Es wankt das Reich im langen Zwist,
Als sollt' es ganz zergehen;
O Bergwelt, o wie herrlich ist
Dein ewiges Bestehen!

O Bergesluft, komm' du zu mir,
Du blaue, sonnenwarme!
Weltflüchtig steht dein Kaiser hier,
Stähl' du ihm Herz und Arme!

Niedere Herberg'.

In brauner Hütte, eng und schlicht,
War Obdach bald gewonnen;
Im Kessel braut ein Weidgericht,
Der Brack liegt an der Sonnen.

Das Rößlein neigt zum Klee den Hals,
Der Bergfink singt im Wipfel. —
Das war die neue Kaiserpfalz
Auf hohem Alpengipfel.

Und fröhlich dient der junge Knecht,
Ein Jäger schlanken Wuchses;
Macht Pfühl und Mahl und Zaum zurecht
Als Marschalk, Mundschenk, Truchseß.

Doch Ludwig lugt ins Land hinein,
Das Neider ihm zerrütten;
Er sprach: „Des Reiches Edelstein'
Sind doch die braunen Hütten."

Sonntagsfeier.

Ein Sonntag war's und im Gebirg'
Lag gold'ne Morgenfrühe,
Da sprach der Kaiser: „Heut' soll ruh'n
Des Weidwerks Lust und Mühe!"

Es hing an einer Fichte Stamm
Ein hölzern Gottesbildnis,
Dort kniet' er nieder zum Gebet,
Der Kaiser, in der Wildnis.

„Sei du mein Kirchlein, grüner Baum,
Du schließest mir nicht die Tore;
Dein ärmlich Bild ist mein Altar,
Ihr Döglein, singt im Chore!"

Und händefaltend sah er auf
Ins wogende Geäste,
Die Sonne schimmert durchs Gezweig,
Das Döglein lauscht am Neste.

„Hier darf ich beten sonder Bann;
Viel Not liegt auf den Meinen.

O, hilf mir du, du milder Gott,
Das Volk in Frieden einen!

Erbarme dich!" — Der Morgen blaut',
Die Waldesvöglein sangen,
Der junge Jäger stand dabei,
Die Zähren auf den Wangen.

Luginsland.

Dann ließ er an der Felsenwand
Im Steingeröll sich nieder
Und dachte, lugend in das Land,
Vergang'ner Jahre wieder.

Und Sonntagsruh' umfing ihn ganz — —
Sein Geist flog durch die Zeiten
Von Kaisernot und Kaiserglanz,
Sein Blick durch blaue Weiten.

Es lag als wie ein riesig Buch
Dies Land hier vor ihm offen;
Dort las sein Blick — kein Menschenspruch
Hätt' tiefer ihn getroffen,

Als was die Scholle da erzählt
Von seinem Tun und Leiden;
Was er erfüllt, was er gefehlt —
Der Himmel mag's entscheiden!

Die Fichte wölbt ihr grünes Dach,
Ein Adler schwebt im Blauen;
Der Kaiser sah dem Adler nach —
Es blitzt' um seine Brauen.

Am Inn.

Dort, wo der Silberstreif verschwimmt,
Von duftiger Flur getragen:
Das ist der Inn; dort hatt' er einst
Die Königsschlacht geschlagen.

So heiß war wohl ein Herbsttag nie,
So blutig keine Ernte;
Dort brach so mancher Held ins Knie,
Der nie das Knien lernte.

Drommetenklang und Speerkrach scholl
Herab von bäumenden Rossen;
Es blitzt' die Luft, der Boden dröhnt' —
Viel Herzblut war geflossen,

Eh' jener Tag den Sieg gewann!
Doch als der Tag zergangen,
Da brachten sie König Friedrich heran,
Das Haupt geneigt, gefangen.

Er aber, im blauen Kriegsgewand,
Stand unter schattigem Baume

Und bot ihm grüßend die Freundeshand. — —
Er denkt's als wie im Traume.

Und rauschender Jubel scholl durchs Land —
Nun war die Krone sein eigen! . . .
Er hört noch das Rauschen der Königsschlacht —
Der Bergwind rauscht in den Zweigen.

Städtebilder.

Scharf mußt du gen Norden äugen
Wie der Falk aus blauer Luft,
Bis sich ferne Türme zeigen,
Städte im verschwomm'nen Duft.

Augsburg ist's, das alte, treue,
Dort liegt München im Gefild;
Gönn' mir's Gott, daß ich mich freue
Ihrer, die mir gut gewillt!

Denn das war in allem Streite
Immer doch mein bester Stern,
Immer doch mein best' Geleite:
Bürgertum hat gold'nen Kern.

Zog nach Süden, zog nach Norden
Und es ist manch' edler Mann
Mit dem Glück mir untreu worden,
Der doch Glück von mir gewann!

All' der Falschheit überdrüssig
Gäb' ich hin die Krone gern —
Aber euch, ihr Städte, grüß' ich . . .
Bürgertum hat gold'nen Kern!

Welsche Pfade.

Seine Augen schweiften weiter
Südwärts — und im Sonnenstrahl
Steh'n die Ferner, hoch und heiter,
Schneehell überm Stubeital.

Dort zieht wohl manch' lange Stunde
Deutscher Weg gen Welschland hin.
Welschland — alte, deutsche Wunde,
Liebestrank im deutschen Sinn!

Und in ihm erwacht aufs neue
Seiner Fahrt Erinnerung:
„O, dies Rom, voll Himmelsbläue,
Greisenhaft und ewigjung!

„O, dies Rom, die Stadt der Städte,
Dieser Abgrund deutscher Kraft,
Daß ich's nie gesehen hätte —
Und die Zwietracht, die das schafft!

Da sie mich zum Kaiser krönten,
Scholl Hosanna durch den Dom,

Bis sie bald den „Fremdling“ höhnten
Und — verrieten! — — Das ist Rom!“

Und dem Kaiser zog ein kalter
Schauer durch den heißen Sinn — —
Vor ihm schwebt ein gold’ner Falter
Spielend um den Abgrund hin.

Spielhahnfalz.

Es pocht sein Herz so stolz und jäh
Und wilder ging’s von dannen
Zum Weidwerk — durch Gestrüpp und Schnee,
Das muß den Unmut bannen!

Alltäglich, wenn das Frühlicht graut
Im stillen Almenhage,
Da zieht zum Kampf das Spielgeflüg
Mit wildem Flügelschlage.

Da zieht der Kaiser zum Gejaid
Auf schmalen Bergessteigen;
Durchs Dickicht und durchs Steingeröll,
Lautlos, mit Weidmannsschweigen.

„Dort steht der Hahn!“ — raunt Kunz ihm zu,
„Im Schnee dort am Gestäude.“
Da klirrt’s. — „„Noch trifft des Kaisers Pfeil
Heijoh! der Schuß schafft Freude!

Mein Kunz, du bist ein treu Geleit,
Wir trotzen dem Verderben!
Heijoh! — und kommt einst Sterbenszeit:
Im Jagen möcht' ich sterben!""

Sternennacht.

Und doch war, trotz des Weidmannsglücks,
Sein Friede nicht geborgen;
Denn scheucht sie auch der Tag zurück,
So bringt die Nacht die Sorgen.

Und manchmal, wenn im Almenheu
Entschlafen längst der Jäger
Und wenn der duft'ge Maiwind flog
Ums schweigende Geläger:

Dann trat der Kaiser sacht hinaus
Ins nächt'ge Bergesdunkel
Und sah aus schwerem Herzen auf
Ins hohe Sterngefunkel:

„Die haben ihren sichern Weg,
Den wir in Sorge suchen —
O, wüßten jene meine Not,
Die meinen Nöten fluchen!"

Und finster blitzt' des Kaisers Aug',
Zorn zuckt' von seinem Munde;

Dann sprach er still: „Ich stehe fest,
Fest bis zur letzten Stunde.

Mir soll nicht Grimm noch Mißgeschick
Den treuen Willen rauben,
Und glaubt' ich auch an keinen mehr,
An mich doch will ich glauben.

Dem Größten ziemt es, daß er auch
Das Größte stark ertrage;
Ich bin gewaffnet!" — So verklang
Die stille Kaiserklage!

Abendrast.

Am Abend vor der Heimfahrt war's,
Da ward das Haupt ihm müde;
Da ruht' er in des Jägers Schoß,
Daneben lag der Rüde.

Er trank noch aus dem Bergesquell,
Er kühlt' sich Stirn und Hände;
Sein Wort war ruhig, sein Aug' war hell —
„Ich kämpf' den Kampf zu Ende!

Und bin ich auch vom heil'gen Schoß
Der Kirche losgerissen,
Ich weiß: in jedes Bauers Schoß
Darf ich daheim mich wissen!

Man bannt wohl den, der treu mir blieb,
Die Großen sinnen Rache —
Und dennoch hat das Volk mich lieb,
Das Volk hält meine Wache."

In Traum und Schlummer sank er dann,
Die Drossel singt, die scheue;
Sein Antlitz glänzt, es rauscht im Tann —
Er träumt von . . . deutscher Treue.

Schlimme Kunde.

Nur wenig' Monde gingen hin
Und Herbst lag auf den Gauen,
Der Bergwald steht in gold'nem Laub,
Die klaren Lüfte blauen,

Da hallt wohl Hufschlag hastig — horch! —
In stiller Bergesrunde,
Ein Bote ist's auf schwarzem Roß,
Der meldet dunkle Kunde:

„Herr Abt von Ettal, tut mir auf,
Gott geb' Euch Trost und Frieden;
Der aber, der dies Haus gebaut,
Der Kaiser ist geschieden!"

Der Abt erbleicht, die Mönche nah'n,
Das Volk liegt auf den Knien;

Er ließ trotz Interdikt und Bann
Die dumpfen Glocken ziehen.

Und klagend hub der Bote an,
Wie's ihm sein Herr gewiesen:
„Es ritt von Fürstenfeld waldein
Der Kaiser durch die Wiesen

Zur Bärenjagd, wir sah'n ihm nach,
Mit mildem Gruße schied er;
Da plötzlich auf dem freien Feld
Brach er vom Roß hernieder.

Der Zügel sank, das Roß hielt an;
Ein Wehruf klang vom Munde —
Gen Ettal ging sein letzter Gruß
Und geht die erste Kunde."

„„Es war sein Leben (sprach der Abt)
Voll Kampf, doch kampflos sank es,
Uns aber löst kein welscher Fluch
Den deutschen Brauch des Dankes.

Drum schmückt den hohen Katafalk,
Wir beten für seinen Frieden!""
Und klagend geht's von Mund zu Mund:
„Der Kaiser ist geschieden!"

Im Volke stand ein junger Knecht
In Zähren wohl, in herben;
Der sprach: „Wohlan, so hatt' er recht:
„„Im Jagen möcht' ich sterben!""

Minneweisen.

Frauenminne.

Es ist wohl Frauenminne
Ein blühender Rosenstrauch;
Ich ward der Rosen inne
Und seiner Dornen auch.

Doch ob sie mir zerrissen
Das Herze und die Hand,
Ich möcht' das Weh nicht missen
Zur Wonne, die ich fand!

Das ist wohl eine alte Lehr'.

Das ist wohl eine alte Lehr',
Die kommt von langen Tagen her:
Wer Minne will genießen,
Muß Lust mit Leiden büßen.

Und wer die Minne erst erfand,
Der trug wohl vieles Leid ins Land,
Daran die Herzen kranken
Und das sie doch ihm danken.

Denn hätt' ich niemals dich geseh'n
Und müßt' an dir vorübergeh'n
Und dürfte dich nicht lieben —
Wie arm wär' ich geblieben!

Im Rosengärtlein.

Im Rosengärtlein deiner Wangen
War ich ein stiller Minnegast;
Und wie mir's da so süß ergangen,
Das neidet mir ein König fast.

Wohl tausend Küsse tät' ich nehmen,
Mir sind die Lippen purpurrot —
Ich möcht' mich freu'n und möcht' mich schämen
All' meiner Seligkeit und Not!

Auf Waldeswegen.

Scheu, wie der Berghirsch durch die Waldnacht zieht,
Schweif' ich umher, verfolgt von deiner Schöne!
Es rauscht im Wipfel und die Erde blüht,
Der Wald schickt alle seine Zaubertöne.

Und aus dem Waldgrün lockt dein Bild so hell,
Es lockt der Vogel und es summt die Biene —
Der Bergquell murmelt und am Bergesquell
Wart' ich auf dich — du schöne Melusine!

Zwiesprach.

Süße Frau, o spart die Worte,
Sie verklingen nur im Ohr;
Denn Vernunft hat enge Pforte
Und das Herz ein weites Tor!

Um vor Euch mich zu beschützen,
Sprecht mich nicht so weise an,
Süße Frau! denn wenig nützen
Weise Lehren wundem Mann.

Eure schönen Augen strafen
Alles Lügen, was Ihr sprecht —
Minne hat so lang geschlafen — —
Minne wacht und will ihr Recht!

Bergseesturm.

Dein Schiff zerbrach, der Sturm
Tobt ohne Gnade;
Ich trug an meinem Hals
Dich ans Gestade.

Dann küßt' ich deinen Mund —
Einmal hienieden! — —
Ich fühl' ihn noch, den Kuß,
Mit dem wir schieden!

Ich trug dich aus dem Sturm
Wohl sonder Zagen;
Warum hast du den Sturm
In mich getragen!?

Frühlingsabend.

Heißer hab' ich's nie empfunden
Jenes tiefe, stumme Glüh'n,
Das mich bannt zu allen Stunden
An dein Schweigen und dein Blüh'n —

Als in diesen linden Tagen,
Wo der erste Lenz schon keimt,
Schon voll Glut und noch voll Zagen —
Lug' — wie sich der Himmel säumt!

Purpurn glüh'n die Bergesklippen
Und dann dämmert's, stumm und sacht — —
So, an deinen Purpurlippen,
Möcht' ich warten — auf die Nacht!

Dahin.

Du bist dahin gegangen,
Ich saß noch lange Zeit;
Das Feuer auf den Wangen,
Im Herzen Seligkeit.

Ich träum' von fernen Welten
In dumpfer, süßer Glut;
Von Wüstensand und Zelten,
Von Sturm und Meeresflut,

Von Wonnen und von Sorgen —
Doch durch mein Träumen bricht
Wie Heimat und wie Morgen
Der Minne lohend Licht.

Es brennen meine Wangen,
O wie ich selig bin!
Du bist dahin gegangen — —
Nein! — Du gehst nie dahin!

Fahr' wohl.

Fahr' wohl, du süße Frau;
Fahr' wohl, du traute Stadt;
So soll es enden denn,
Was doch kein Ende hat!

Ach! in dein braunes Aug'
Hab' ich zu tief geschaut,
Und in dein lauschend Herz
Sprach ich zu laut, zu laut.

Uns schloß die Nacht nicht mehr
Die müden Augen zu;
So soll es enden denn
Mit langer, langer Ruh'!

Doch fließt den Rhein hinab
Wohl auch manch' langes Jahr,
Eh' ich's vergessen hab',
Wie schön, wie schön das war.

Der Trauten.

Du bist's, du schöne Traute,
An der mein Herz ward wund,
An der mein Frohsinn welkte,
An der verstummt' mein Mund!

Fort ist der Jugendschimmer,
Verloschen ist die Zier —
Und immer noch, noch immer
Hängt all' mein Herz an dir

Und an dem Leidgewinne,
Den ich bei dir gewann —
So selig ist die Minne,
So töricht ist ein Mann!

Sonntagsstunden.

Am Felsenkirchlein.

Es ist auf dem zackigen Wendelstein
Ein stilles Kirchlein gelegen;
Dort lag ich schweigend im Sonnenschein
Und sah dem Himmel entgegen.

Rings lag die blühende Gotteswelt,
Hochwald und duftige Wiesen,
Die blauen Wasser, das grüne Feld
Und drüber die Felsenriesen.

Kein Odem regt sich, der Bergfink nur
Fliegt auf mit schmetterndem Liede
Und über Felsen und Flut und Flur
Schwebt seliger Sonntagsfriede.

Es keimen aus dem Gestein herauf
Bergblumen, die stillen, schwanken;
Da blühten auch mir im Herzen auf
Des Lebens stille Gedanken.

Kein Lichtglanz floß von dem kleinen Altar,
Kein Heilswort klang mir entgegen;
Ich lag in der Sonnen — aber mir war,
Als gäb' mir Gott selber den Segen!

Eigene Wege.

Du sollst nicht mit den Menschen rechten,
Weil sich ihr Weg von deinem trennt;
Denn jedes Herz folgt eig'nen Mächten
Und Wegen, die's allein nur kennt,

Auf denen es das Ew'ge finde,
Das keine Brust entraten kann.
Der eine sieht's im zarten Kinde,
Der and're sucht's im grünen Tann.

Der eine in den heil'gen Mauern,
Wo tausende dem Heil genaht;
Der and're in den Wonneschauern
Des Schaffens und der kühnen Tat.

Doch über jeden kommt die Stunde,
Wo sich in Weihe neigt sein Geist;
Arm ist nur der von Herzensgrunde,
Der's nie erlebt — was Andacht heißt.

Guter Glaube.

Das war mein guter Stern auf Erden,
Ich glaubte an die Menschen stets!
Und mocht' mir manches leid auch werden,
Es bringt's der Wind, der Wind verweht's.

Und auf der fernsten Felsenhöhe,
Im Bergwald war ich nie allein;
Ich trug der Menschen Glück und Wehe,
Als wären tausend Leben mein!

Sei stark! — Lern' Haß und Liebe kennen!
Doch ob dein Herz auch jauchzt und stöhnt
Bei manchem Namen, den sie nennen —
Nur mit dem Ganzen sei versöhnt!

Die Weisheit ist's, die ich im Wandern
Auf Gottes grünen Auen lern' —
Und dünkt sie töricht auch den andern,
Mir war sie stets mein guter Stern.

Zufrieden.

Mein Herz, gib dich zufrieden!
Und fiel dein Los auch schlicht,
Dir war doch Sonne beschieden —
Und tausenden schien sie nicht!

Dir blüh'n gesunde Sinne,
Du schaffst im gold'nen Licht;
Du wardst der Treue inne —
Und tausende wurden's nicht.

Und was du ja mußt klagen,
Wird selber zum Gedicht;
Du kannst deine Schmerzen sagen —
Und tausende können's nicht!

Gebet.

Wie manchem, der wohl besser wäre,
Zerbrach das neidische Geschick
Die Kraft, das Hoffen und die Ehre
Und all' sein Glück!

Und ich geh' aufrecht durch das Leben,
An allem Heile unversehrt.
Ich frag' mich manchmal mit Erbeben:
Bin ich es wert?

Und um mein Antlitz loh'n die Gluten,
Dann spricht mein Herz mit stillem Mut:
Du hast soviel von allem Guten,
O, werde gut!

Abstieg.

Fahr' wohl, du zackiger Wendelstein,
Ihr Wälder und Almenweiden!
Almrosen steck' ich ans Spitzhütlein,
Dann schwing' ich den Hut zum Scheiden!

Ins weite Land geht meine Fahrt,
Doch will ich dich nimmer vergessen,
Du alter Lehrer im grauen Bart,
Bei dem ich lauschend gesessen!

Weithin bis schier ans Donauland
Schau'n deine Felsen und Zinken,
So hältst du in Augen den jungen Fant —
Und wollte der Mut mir sinken,

Dann greif' ich wieder zum Wanderhut,
Komm' wieder in deine Lehre;
Fahr' wohl! — Gott geb' mir fröhlichen Mut
Und ich geb' Gott die Ehre!

Jahreszeiten.

Schneekampf.

(Januar.)

Laut rauscht der Wind, der Unheilkünder,
Durchs weiße, wirbelnde Gewirr;
Des Waldes welke Zweige brechen,
Der Berghirsch flüchtet, pfadesirr.

Und würgend tragen Nordlandsstürme
Nur Schnee herbei und neuen Schnee,
Der steigt und steigt — in langen Nächten;
Bis in den Felsgrund dringt dies Weh!

Dann endlich, endlich blaut es wieder,
Schneeblendend glänzt der Berge Pracht;
Doch regt kein Leben mehr die Glieder,
Kein Laut erklingt. — Es ist vollbracht!

Winterbild.

(Februar.)

Tief ist die Mühle,
Der Berg verschneit!
Still stehen die Räder
Und still die Zeit.

Da sitzt im Stüblein
Beim Feuerschein
Ein blondes Mägdlein,
Die sitzt allein.

Es fallen die Flocken,
Es stürmt der Wind;
Sie sitzt am Rocken
Und spinnt und spinnt.

Die Funken knistern,
Sie hört es kaum —
Sie spinnt an der Kunkel
Den alten Traum:

Den Traum vom Liebsten
Und Maienzeit! —
Doch Lieb' ist wendisch,
Der Mai ist weit!

Es fliegt die Spindel
Hinab, hinauf — —
Da pocht's ans Fenster:
„Herzlieb, tu' auf!"

Abendgang.

(Im März.)

Es war ein grauer Tag im März,
Das Licht verglomm im Walde;
Ich zog vom Waldhang niederwärts,
Kahl waren Baum und Halde.

Doch tief bis in die Dämmerung
Hört' ich die Drossel schlagen,
So lenzfroh und so maienjung —
Entgegen beſſ'ren Tagen.

Es war ein grauer Tag im März —
Doch nie hat mich getroffen
Des Sommers Pracht so tief ins Herz! —
Zieh' hin — und lerne hoffen!

Bergfrühling.

(April.)

Hoch auf der stillen Alpenhalde
Weht weicher, feiner Sonnenduft;
Noch liegt der Schnee zu tiefst im Walde,
Doch ums Gehäng' haucht Frühlingsluft.

Und zages Grün lugt aus den Ritzen
Der Felsenwand im Morgenschein!
Wie blaut es um die Bergesspitzen,
Wie träufelt's leise im Gestein!

Da schauern die verschlaf'nen Tannen —
Das weht und webt, das quillt und taut!
Ein Vogel lockt und huscht von dannen,
Erschreckt vom eig'nen, süßen Laut.

Und wie vom Traum wacht nun die Fülle
Des Blühens auf und wonnig bebt
Durch die Natur, die schlummerstille,
Der Freudengruß: Sie lebt, sie lebt!

Auf Waldespfaden.

(Im Mai.)

Ich zieh' durch grüne Waldesbogen,
Heil dir, du junger König Mai!
So selig bin ich nie gezogen,
Denn Welt und Wald und ich — sind frei!

Ich zieh' durch grüne Buchenhallen,
Die Sonne funkelt morgenhell,
Wildveiglein blüh'n, die Vöglein schallen
Und strömend rauscht der Riesenquell!

Auch **mein** Herz quillt — von Sang und Taten!
Ich lehn' das blonde Haupt zurück. — —
O Mai! Du wirst mich nicht verraten:
Wie mir das Herze stürmt vor Glück!

Almennacht.

(Juni.)

Bergnacht mit deinem Waldeszauber,
Mondnacht mit deinem vollen Schein!
Es rauscht im Tann, es rauscht im Laube,
Die Halme blühen ums Gestein.

Leis streift der Wind die Almenmatten,
Das wogt so duftig und so sacht;
Da dunkelt's — nur ein Wolkenschatten —
Und wieder volle, klare Nacht!

Die Funken auf dem Almherd knistern,
Fern klingt der Herden Nachtgeläut';
Die Mägdlein singen, and're flüstern
Von Minne und von holder Zeit.

Ich hör' ihr Flüstern nicht und Singen,
Lieg' draußen in der Sternenpracht —
Mir war zu Sinn, als hört' ich klingen
Den Elfensang der Heidennacht!

Morgenschwüle.

(Juli.)

Taufeucht und windstill ist der Morgen,
Doch liegt des Tages ganze Glut
Schon in dem frühen Glanz geborgen
Und auf der stummen Spiegelflut.

Und sengender wird jede Stunde,
Wie duftet diese heiße Kraft!
Das summt und wogt im Wiesengrunde,
Das schwelgt und schmachtet, webt und schafft, —

Bis selbst die Vöglein sangmüd' schweigen!
Und wenn im Dickicht ruht das Reh,
Dann rast' auch ich bei grünen Zweigen,
Hinlugend über Wald und See.

Leis zieht hinaus der Kahn, der schwanke,
Ein Fischer senkt das Netz zur Flut — —
Dann taucht hinab auch mein Gedanke
Zum Tiefsten, was da drinnen ruht!

Hochgewitter.

(August.)

Unheimlich liegt im Alpental
Die Schwüle brütend und bleiern,
Der See so reglos, schwarz und kahl,
Der Berg in finsteren Schleiern.

Die Halme zittern; es huscht waldein
Der Specht mit scheuem Geflatter,
Heiß ist der Fels und vom heißen Stein
Lugt aufgerichtet die Natter.

Dann flüchtet sie ringelnd zur kühlen Kluft.
Ein Grauen hält alles im Banne;
Das pocht und pulst! — In der stummen Luft
Bebt schauernd die Riesentanne. — —

Da rauscht der Wind — und nun braust es laut,
Daß die Wolken die Erde streifen,
Die einen sind wie ein gezücktes Schwert,
Die andern geflügelte Greifen.

Dann zuckt der Blitz — und das strömt und quillt
Hernieder im stürmenden Regen,
Stumm hält die Erde ihr Felsenschild
Den Glutgeschossen entgegen.

Das heult und jauchzt und der Donner kracht,
Nacht wird's im grausen Getümmel —
Wie Schlachtruf klingt's — zu der alten Schlacht:
Zum Kampf von Erde und Himmel!

Im Nebel.

(September.)

Die Morgennebel zieh'n und steigen
Im Felskar und im Waldesschlag;
Das Frühlicht liegt auf feuchten Zweigen
Und dämmernd graut empor der Tag.

Da zieht durch das Gestrüpp der Ranken
Mit hohem Gang der Berghirsch hin;
Die Zweige knistern, all' die schwanken,
Vor seinem Schritt; die Nebel zieh'n.

Und in den grauen Morgen witternd,
Hebt er das Haupt mit kühner Pracht,
Es hallt sein Ruf, die Luft durchzitternd:
Der Morgen kommt — die Sonne wacht!

Der Berghirsch aber zieht von dannen,
Waldkönig zieht ins Waldesdicht,
Hell rauscht der Frühwind durch die Tannen;
Der ew'ge Herrscher herrscht — das Licht!

Herbstbild.

(Oktober.)

Die Luft ist schallhell, lichtdurchschimmert
Und klar des Sees Spiegelbahn;
O, wie der letzte Herbsttag schimmert —
Todmüde Schönheit schaut uns an!

Verblaßte Blumen steh'n am Wege,
Unhörbar sinkt das Laub vom Baum;
Stumm streicht der Vogel durchs Gehege,
Ein Falter schwankt am Waldessaum.

Lug', wie die Berge schweigsam thronen,
Breit sind die Schatten, früh die Nacht,
Noch trägt der Wald rotgold'ne Kronen —
Und doch ist's schon verlor'ne Pracht!

So steht Natur in ihrem Leide
Wie eine Königin voll Not,
Die sich noch schmückt mit gold'nem Kleide
Und aufrecht wartet — auf den Tod.

Letzte Wege.

(November.)

Es endet! — Durch die Lüfte hin
Webt's wie ein feiner, blauer Schleier
Und um die schöne Königin
Wirbt Wintertod — ein rauher Freier!

Doch eisig wie der Reif der Nacht
Will sie sich nimmer ihm ergeben.
Ohnmächtig glänzt der Sonne Pracht,
In dumpfes Schweigen sinkt das Leben,

Das Leben all' auf Wald und Flur,
In Wellenschlag und Windeswehen. —
Es steht im Antlitz der Natur
Unsagbar tief ein letztes Flehen!

Ich aber zieh' am Waldgrund hin,
Den schon die welken Blätter färben,
Und möchte bitten auf den Knien:
„Stirb nicht! — Du bist zu schön zum Sterben!"

In der Christnacht.

(Dezember.)

O Winterwaldnacht, stumm und hehr,
Mit deinen eisumglänzten Zweigen,
Lautlos und pfadlos, schneelastschwer —
Wie ist das groß — dein stolzes Schweigen!

Es blinkt der Vollmond klar und kalt;
In tausend funkelharten Ketten
Sind festgeschmiedet Berg und Wald,
Nichts kann von diesem Bann erretten.

Der Vogel fällt, das Wild bricht ein,
Der Quell erstarrt, die Fichten beben;
So ringt den großen Kampf ums Sein
Ein tausendfaches, banges Leben.

Doch in den Dörfern, traut und sacht,
Da läuten heut' zur Welt hienieden
Die Weihnachtsglocken durch die Nacht
Ihr Wunderlied — vom ew'gen Frieden.

Wiedersehen.

Begegnung.

Noch einmal hab' ich dich geseh'n,
Seit du von mir gegangen;
Wie warst du wieder maienschön,
Wie brannten meine Wangen!
Mein Herz erklang in leisem Schrei,
Das alte Glück ward rege —
Wir aber gingen stumm vorbei,
Ein jedes seine Wege.

Es lag auf deinem Angesicht
Der Jugend süße Fülle,
Doch keine Wärme, lauter Licht,
So schmerzlos und so stille!
Und klang doch rings der helle Mai
Durchs grüne Waldgehege —
Wir aber gingen stumm vorbei,
Ein jedes seine Wege.

O Wahn!

Dein Herz, das ist aus weichem Gold
Und mein's aus Erz getrieben;
O Wahn — als könnten je wir zwei
Uns einen und uns lieben!

Dein Weg, der zieht durch blum'ges Feld,
Der meine in Fels und Steinen;
O Wahn — als könnten je wir zwei
Uns lieben und uns einen!

Requiescat.

Du gingst von mir — ins Leere starrt
Mein Denken und mein Tun;
Denn die für mich geboren ward,
Ist tot für mich! Dies Wort klingt hart! — —
Lasset die Toten ruh'n!

So zieh' ich denn die Welt entlang,
Den Staub auf meinen Schuh'n;
Voll Leben klingt der Welt Gesang,
Doch du bist tot, schon lang, schon lang! — —
Lasset die Toten ruh'n!

Von den Sternen.

Ich sah deine Augen wieder,
Mit ihrer süßen Gewalt —
Du senktest sie nimmer nieder,
Sie waren klar und kalt.

Einst waren sie meine Sterne,
Einst warst du all' mein Traum! — —
O wieviel tausend Sterne
Erkalten im Himmelsraum!

Um Mitternacht.

Ein and'rer hat das Weib errungen,
Um das ich sang mit süßem Schall;
Er ist der Held, der dich bezwungen,
Doch ich bin deine Nachtigall!

Und wenn ihr beide längst gefunden
Den Schlummer, der mein Auge flieht,
Singt immer noch in nächt'gen Stunden
Die Nachtigall ihr altes Lied!

Zühküt, zühküt — die süßen Grüße
Aus der vergang'nen Liebeszeit!
Und ihre Sehnsucht, o, die süße,
Ist reicher — als ihr beide seid!

In Milde.

Mein Glück hab' ich daran verschwendet,
Gern trüg' ich Neid und Not und Bann:
Hätt' sich dein Herz zu mir gewendet! — —
Und doch folgst du dem fremden Mann!

Doch wie mich Zorn und Stolz auch triebe
Zum Haß — ich denk' in Milde dein;
Dich schirmt der Schild der ersten Liebe —
Und diesen Schild erhalt' ich rein!

Bergsagen.

(IX. Jahrhundert.)

Sonnwendnacht.

Sternfunkelnd sind die Ätherhöh'n
Und tauschwer ruht die Erde,
Durchs feuchte Almgras streift der Föhn,
Zur Nachtweid' ging die Herde:

Da saßen vor der Almentür
Drei Mägdlein, laubbekränzte,
Es war die Nacht um Sonnenwend',
Das Sonnwendfeuer glänzte.

Das glüht und klingt so wundersam —
Wenn sich die Wälder schwärzen:
Der Sternenglanz, der Feuerschein
Und all' die Glut der Herzen!

Von fern herüber jauchzt ein Gruß,
Verhallend in den Lüften,
Und wie der Odem alter Zeit
Weht's durch die grünen Triften.

Da ging es leis von Mund zu Mund:
Der Zauber alter Sage;
Denn Sonnwendnacht tut manches kund,
Was schweigend ruht am Tage.

Die lange Bergeskette lag
In tiefem Mondnachtschweigen;
Doch jeder Berg hat seine Mär
Und seine Geister eigen!

Und flüsternd künden sich die drei
Der Bergwelt stille Sagen;
Der Föhn rauscht durch die Sonnwendnacht,
Die Felsengipfel ragen.

Drei Schwestern.

Die eine Maid saß vor der Glut:
Wulfhild mit schwarzen Brauen;
Die weiß die finstern Geister all',
Ihr Zauber ist das Grauen.

Wohl trug sie lichte Minne einst,
Die hat der Neid verraten:
Nun hängt ihr Herz an finst'rer Zeit
Und freut sich finst'rer Taten.

Waltrudis lehnt am Felsenblock,
Das Haar in roten Flechten;
Und wo die Sage flammt und glüht,
Ist die bei ihren Rechten.

Die dritte lag im Blumengrund,
Heraußen vor der Almen;
Es wogt an ihre weiße Brust
Die Flur mit hohen Halmen.

Lichtblond war die wie Berchtas Stirn,
Ein Kind von guter Stunde,
Und wo des Lebens Freude klang,
Klang sie von ihrem Munde.

Ingund, die junge, hat noch nie
Der Minne Macht erfahren;
In ihrem Herzen lag der Lenz
Und Gold auf ihren Haaren.

König Watzmann.

Wulfhild, die schwarze Sennin, wies
Nach starren Felsenklippen.
„Kennt ihr den Gipfel?" sprach sie leis
Und schürzt' die vollen Lippen.

„Das war der König Watzmann, einst
Der mächtigste im Lande,
Nun steht er wohl entthront, versteint
An ödem Bergseestrande!

Es waren sieben Kinder sein
Von seiner schönen Frauen,
Es wogte hoch die satte Flur
In seinen Berglandsauen.

Doch unersättlich war sein Herz
(Sprach zornerglüht Wulfhilde),
Sein Hifthorn hetzt' im Übermut
Den Bauern durchs Gefilde.

Da mußte selbst des Himmels Huld
An solchem Tun ermüden:
Es rissen ihn mit Weib und Kind
Zu Tode seine Rüden.

Ihr dunkles Blut floß in den See —
Und wo die Felsen blinken,
Das ist ihr Leib, zu Stein erstarrt,
Ein Berg mit sieben Zinken.

Oft lug' ich nach dem Königsfels,
Im Nebel selbst — ich kenn' ihn!"
Sie schürzt die Lippen, dunkel blitzt
Das Aug' der schwarzen Sennin.

Der Untersberg.

„Mich grämt er nicht,“ sprach Waltrud keck,
Mit hochgeschwung'ner Rechten,
Und in den vollen Nacken wirft
Sie ihre roten Flechten.

Sie stieß mit einem grünen Zweig
Ins Feuer, in die Kohlen;
Die rollten sacht durchs weiche Gras . . .
Dann sprach sie halb verstohlen:

„Ich, wenn ich wieder fahr' gen Alm
In blumenhohen Lenzen,
Dann fahr' ich dort zum Udensberg,
Wo güld'ne Schätze glänzen.

In seinem Schoß schläft Kaiser Karl,
Der große, ruhmbedeckte;
Ich aber weidete so still,
Daß ihn mein Schritt nicht weckte.

Ich zöge stumm durchs Steingeröll,
Dort glüh'n die güld'nen Kohlen,
Die König Laurin ausgestreut,
Die möcht' ich waglich holen!

Sein Rosengarten blüht am Schlern,
Das Dach mit Gold beschlagen;
Das Alpglüh'n ist der Widerschein
Von seinen Festgelagen.

Ich aber fügt' die Kohlen mir
Zum funkelnden Geschmeide
Und flög' dem Liebsten an den Hals —
Wir wären selig beide!

Und käm' die gold'ne Freia selbst,
Ich wagt' mit ihr die Fehde!" —
Und wie ein heimlich Jauchzen klang
Des roten Mägdleins Rede.

Im Isartal.

Da regt im hohen Gras sich sacht
Ingund, die schöne Dritte:
„Auch ich weiß einen gold'nen Fund!"
(Ihr Wort klang weich wie Bitte.)

„Horcht auf! Dort, wo die Isar rauscht
Mit schnellen, grünen Wogen,
Ist eine junge Sennin einst
Zur hohen Alm gezogen.

Zu der kam stets beim Abendschein
Grauschillernd eine Schlange.
So mancher träte wohl den Wurm,
Ihr aber ward nicht bange.

Ein hölzern Schüss'lein bot sie ihr,
Dort lag sie stumm geringelt —
Und jene freut sich, wie sie sacht
Zum weißen Milchtrunk züngelt.

Da kam des Mägdleins Hochzeittag,
Hell klangen die Schalmeien;
Da sieh' — am Abend ringelt sich
Die Schlange durch den Reihen.

Ein gülden Krönlein trug ihr Haupt,
Sie legt's der Braut zu Füßen.
Und wer dies wahrt, den muß das Glück
Auf allen Wegen grüßen." — — —

Aus Wulfhilds Augen schoß ein Blitz:
„Schweig du von Glück und Minne —
Du kennst sie nicht; der Starke nur
Wird ihres Zaubers inne!"

Doch Waltrud lacht: „Ei, Hochzeitslust
Und Krönlein träumt Ingunde
Und saß bei unserm Minnesang
Doch stets mit stillem Munde,

Wenn wir dem Jäger, tief im Wald,
Den Gruß hinübersangen! — —
Du Schalk!" — Da floß die helle Glut
Um Ingunds weiche Wangen.

Der Goldbrunnen in der Jachenau.

Dann ward es stumm nach lautem Streit. —
Es weht im Weltenraume
Der Hauch der Nacht, der Flug der Zeit,
Der Bergwald rauscht im Traume.

Und mondlichtübergossen rauscht
Der Brunnen vor der Hütte;
Da sprach nochmal mit weichem Wort
Ingund, die schöne Dritte:

„Es steht wohl in der Jachenau
Im Wald versteckt ein Bronnen,
Dem ist statt heller Wasserflut
Das lichte Gold entronnen.

Ein Hirtenknabe fand ihn einst,
Den eine Fee umfangen,
Dem ist vor Glanz und Wonne fast
Das Augenlicht vergangen.

O, wär' ich dort! — den Schoß voll Gold
Trüg' ich zurück euch beiden,
Daß ihr euch des erlaben sollt! —
Ich wollt' mich gern bescheiden

Mit Sonnengold und gold'nem Haar." —
Und ihre weißen Brüste
Die atmen hoch — der Brunnen rauscht. — —
O, wer den Bronnen wüßte!

Eiserne Zeiten.

Doch Wulfhild seufzte: „Nimmer könnt'
Ich dafür Dank dir weisen,
Denn Gold macht feig; ich will kein Gold,
Will Zeit und Männer von Eisen.

O, hätt' ich gelebt, als Wodan noch
Zur Schlacht flog auf schnaubendem Renner,
Als man mit eisernen Würfeln warf
Ums Leben gefangener Männer!

Als man noch sah in der Bergfelswand
Die Spur von den eisernen Ringen,
Daran der Sintflut Fergen einst
Die Eichenschiffe hingen!

Doch kühne Tat wich klugem Wort,
Den Starken zwangen die Weisen . . .
Nun sind die alten Götter fort —
Und die Zeiten und Männer von Eisen!"

Am Brünnstein.

„Noch sind sie alle nicht dahin,
Die Götter alter Zeiten,"
Sprach Waltrud heiß — „noch sieht man oft
Wodan, den Wanderer schreiten.

Frag' nur die braunen Mägdlein dort
Am Brünnstein, auf der Almen —
Und wo er geht, da blüht das Gras
In männerhohen Halmen.

Da hat die Weide süßen Duft,
Die Alpenkräuter prangen —
Und selbst im Winter liegt kein Schnee,
Wo Wodans Fuß gegangen.

Die saligen Fräulein grüßen ihn,
O, dürft' auch ich ihn grüßen
Und ihm von schwüler Stirn die Not
Des All-Vergehens küssen!"

Der Achensee.

„O, nicht so lind sind, wie du wähnst,
Der Götter scheue Pfade",
Sprach Wulfhild finster. „Schlecht vergilt
Der Mensch die lange Gnade.

Schau' dort hin nach dem Rabenspitz,
Wo Silbernebel wallen!
Dort liegt der blaue Achensee,
Der tiefste See von allen.

Einst standen grüne Triften dort,
Gehöfte reich und prächtig;

Da kam ein Wanderer einst des Wegs,
Der Kräfte nimmer mächtig.

Sein Wesen war von fremder Art,
Er bat um milde Spende;
Es flog im Wind sein grauer Bart,
Es welkten seine Hände.

Schon zog der Herbsthauch durch das Land;
Sie stießen hinaus den Alten,
Er stieg bergan, im Felsgestein,
Mußt' er die Nachtrast halten.

Doch in der Früh' deckt tiefe Flut
Gehöfte und Gesinde
Und alles Tal. — Der Wanderer zieht,
Es weht sein Bart im Winde!"

Am Breitenstein.

„Auch drüben auf dem Breitenstein
(Hoch übern Inn hinüber)
Liegt schwarz ein See, der Rachasee —
Kein Vogel fliegt darüber.

Kein Hirt kommt seinem Ufer nah,
Voll Schilf und Wasserrosen —
Doch jede Nacht, wenn's dunkel wird,
Beginnt die Flut zu tosen.

Kein Wetter zieht am Himmel hin,
Das nicht mit wildem Grollen
Den Blitz in seine Fluten wirft;
Doch wenn die Donner rollen,

Dann jagt ein Reiter dort vorbei,
Sein Roß schnaubt helle Gluten;
Der Mantel wogt, die Steine sprüh'n —
Er stürzt sich in die Fluten.

Ich aber wollt', es nähm' mich auf
Sein Roß der schwarze Reiter;
Ich spräche: „Wodan, Frigg ist tot —
Nun reit' mit Wulfhild weiter!"

Morgendämmern.

Der Rede lauter Schall verklang.
Der Almtau deckt die Auen;
Schon bleicht der Sterne Funkelschein,
Schon naht das Tagesgrauen.

Und sinnend schau'n die Mägdlein auf
Zum kühlen Himmelsbogen,
Stumm und verträumt — drei Feen gleich;
Die Nebelschleier wogen.

Der Frühwind weht; die Gipfel glüh'n
Im nahen, jungen Tage — —

Und stumm zerfließt im Sonnenlicht
Der Zauber ihrer Sage.

Vom Watzmann bis zur Zugspitz' hin
Füllt strömend Blau die Höhen . . . .
Als sollt' im Licht der neuen Welt
Die alte Welt zergehen!

Aufbruch.

Wulfhildis sprach: „Der Tag ist da,
Laßt suchen uns die Herde;
Die alten Götter flüchten scheu
Sich in den Schoß der Erde

Und darum haſſ' ich Tag und Licht!"
Doch Jngund wundermilde,
Die sprach: „O lug' ins Blau hinauf,
Lug' in den Wald, Wulfhilde!

Glänzt nicht noch heut' das Sonnenlicht
Wie einst vor Balders Wagen?
Mir deucht, die Götter zürnen nicht,
Wenn frohes Herz wir tragen!"

„Und mir deucht (jauchzt Waltrudis auf),
Die Welt ward nicht zum Harme!
Noch haben Mägdlein roten Mund
Und Männer starke Arme!"

Wulfhildis aber senkt' den Blick
Und sprach: „Ich gönn' euch beides;
Doch nur, wer selbst verlor sein Glück,
Ist kundig fremden Leides.

Streng' bannt der Tag, was uns dereinst
Die alte Welt gegeben;
Doch wird in Wald- und Sternennacht
Ihr Zauber ewig leben,

Solang' aus Erde rauscht ein Quell
Und Licht fließt aus der Sonnen!
Nun laßt uns geh'n!" — Sie zogen hin. —
Der Almquell rauscht im Bronnen.

Unterwegs.

Botenritt.

Durch die öde Nordlandsheide
Reit' ich hin im müden Schritt,
Ohne Ende, ohne Freude;
Schweigend zieht mein Knappe mit.

Kein Geläute darf ich hören,
Keine Saaten schau'n ringsum;
Hier und dort nur nied're Föhren,
Erd' und Himmel — alles stumm!

Kein Gebäu, kein Fels, kein Hügel,
Nur der kühle Heideduft!
Eine Mühle dehnt die Flügel
Fernhin in der leeren Luft.

Also bin ich hingezogen,
Müd' die Seele und die Hand,
Herzdurchwogt — ich kenn' dies Wogen:
Heimweh heißt's im deutschen Land!

Gruß aus Nürnberg.

Aus deiner Heimat grüß' ich dich,
Du Zier der deutschen Frauen,
Wo steile Giebel rings auf mich
Verschwiegen niederschauen!

Und durch die Gassen zieh' ich hin,
Nach Sims und Erker lugend —
Und in den alten Zauber klingt
Der Zauber — deiner Jugend!

Hier floß das erste süße Rot
Um deine weichen Wangen;
Hier tat dein Herz sich auf — von hier
Bist du dahingegangen!

Und waltest nun in ferner Stadt,
Den alten Geist erneuend:
Ein deutsches Weib nach alter Art,
Allsorgend, allerfreuend.

O mög' mein Gruß dich immerdar
In Glück und Frieden schauen! —
Aus deiner Heimat grüß' ich dich,
Du Zier der deutschen Frauen!

Im Sturme.

Beklag' es nicht, wenn oft mit Beben
Ein Sturm uns durch die Seele braust;
Denn welkes und gesundes Leben,
Das scheidet seine starke Faust

Wie in den grünen Bäumen allen
Im sommerreifen Laubgeäst':
Was welk in uns, das mag nur fallen,
Was grünt, hält auch im Sturme fest!

Auf der Wacht.

Ich hatt' wohl einen braunen Schatz,
Der hatt' so süße Wangen,
Als blühten wilde Rosen dort;
Das ist wohl längst vergangen. —
Doch auf der Wacht, beim Feuerschein,
Da fällt's mir ein, da fällt's mir ein!

Es klang ihr Wort so süß und schlicht,
Als hätt' es fast gesungen
Frau Nachtigall im Mondenlicht;
Das ist wohl längst verklungen. —
Nun zieht der Strom zu Füßen mein,
Da fällt's mir ein, da fällt's mir ein!

Dieweil im Land die Rosen blüh'n
Und Vöglein singt im Haine,
Ich seh' manch' junge Wangen glüh'n,
Doch ich steh' ganz alleine. — —
Das Feuer glänzt, es rauscht der Rhein,
Da fällt's mir ein, da fällt's mir ein!

Gastgruß.

Landfahrend bin ich gangen
Den langen Weg bergein;
Die schwarzen Wolken hangen —
Wo find' ich Sonnenschein?

Da stand ein Schloß im Walde,
Dort ward mir aufgetan;
Gott grüß' euch — und gar balde
War ich kein fremder Mann.

Da glänzen schöne Augen,
Da klingen Sang und Reim;
Da gast' ich und da rast' ich,
Es war — als wie daheim.

Landfahrend zieh' ich weiter,
Doch grüßt euch noch mein Mund:
Getreue Menschen finden,
Das ist der beste Fund!

Auf welschen Wegen.

Deutsches Blut ist unstet Blut,
Find'st es wohl auf allen Wegen;
Wanderlust und Heimweh sind
Immerdar darin gelegen!

O, wie heiß die Lüfte blau'n,
O, wie sehn' ich mich von dannen! —
Dürft' ich nur noch einmal schau'n
Blaue Augen, grüne Tannen!

Bin ein Spielmann! — Heimweh ist
Wohl ein tiefer Liederbronnen;
Doch wer aus dem Bronnen schöpft,
Hat sein Lied mit Leid gewonnen.

In der Campagna.

Der Tiber rauscht, die Luft ist schwül
Und sonnenheiß die Aue,
Die Herde ruht, die Hirtin ruht,
Sie starrt hinaus ins Blaue.

Sie hat das Haupt zurückgelehnt,
Die Hände auf den Knien;
Sie läßt dem Wind ihr langes Haar
Und läßt die Stunden ziehen.

Zur Blume schwebt der Schmetterling,
Zum Meere rauscht der Tiber;
Ihr war in dieser Stund', als ging'
Das Glück an ihr . . . vorüber.

Fahrendes Volk.

Braune Hexe, wie verwegen
Funkelt mir dein Auge zu!
Herzen brechen, Feuer legen,
Alle schlimme Kunst kannst du!

Und mir ist, als wär' noch heute
Jene frohwild-alte Zeit,
Da sich fahrend Volk der Beute
Und des heißen Bluts gefreut!

Laute Fiedel hör' ich klingen,
Sonnwendtag bricht jubelnd an;
Laß mich durch das Feuer springen —
Morgen kommt der Galgen dran!

Wie du schön bist und gefährlich,
Voll die Lippen, voll die Brust —
Braune Hexe — sag mir's ehrlich,
Hast du's selber nie gewußt!?

Bei den Tadlern.

Der wär' ein Tor, der das begehrt,
Daß seine Weise jedem tauge.
Auch fremdes Wort hat edlen Wert —
Und scharfen Blick hat fremdes Auge.

Drum dank' ich gerne jung und alt
Und jedem, der mich unterwiesen;
Mir galt wohl mancher, der mich schalt,
Viel mehr als der, der mich gepriesen.

Und rechter Tadel hat mir still
Stets mehr als falsches Lob gefallen;
Denn wer das Hohe suchen will,
Dem ziemt die Demut wohl vor allem.

Nur eines dünkt mir heilig Recht:
Daß mich's mit Unmut übermutet,
Wenn einer Herzen richten möcht',
Dem selber nie — das Herz geblutet.

In der Mühle.

Es schnarcht der alte Müller
Vor seinem eichenen Tisch;
Im sonnigen Stüblein schaltet
Frau Müllerin rosenfrisch.

Da kam ein brauner Jäger —
Und wie er die Hand ihr bot,
Da kennt sie seine Augen
Und fühlt ein jähes Rot.

Sie gab ihm wirtlich zu trinken
Vom frischen, quellenden Spund;
Doch was sie ihm einst gegeben — —
Das schwieg ihr blühender Mund.

Sie wies ihm Haus und Mühle
Und all' ihr Gut und Glück;
Doch was ihr darinnen fehle — —
Das schwieg ihr heißer Blick.

Es flogen ums Dach die Tauben,
Sie sah den Tauben nach — —
Ein brauner Edelmarder
Saß lauschend unterm Dach.

Herbstgang.

Ich zieh' den schmalen Steig durchs Tal,
Die Luft wird trüb und trüber;
Nur hier und dort ein bleicher Strahl,
Die Sonne ist vorüber!

Wie hat die Drossel wunderweich
Vom Aste hier gesungen! —
Zaunkönig schlüpft noch durchs Gesträuch,
Die Vöglein sind verklungen!

Und wo ich Maienblümlein brach,
Wo sonst die Rosen hangen,
Blüht Hagdorn nur am Wege nach —
Die Blumen sind zergangen!

Da grüßt' ich schweigend einmal noch
Zu deinem Haus hinüber;
Wie schlug mir einst das Herz hier hoch —
Die Minne ist vorüber!

Weihnacht am Chiemsee.

(ao. 880.)

Es geht der Christtag dämmernd nieder
Und um den Sims weht grimmer Wind;
Dort lehnt, den Mantel um die Glieder,
Frau Irmingard, das Königskind.

Der See liegt wie gebannt im Eise,
Ein weites Blachfeld, öd' und rauh.
Und an ihr Krönlein rührt sie leise —
Das Abendgold wird Abendgrau.

Vereiste Zweige, dunkle Raben,
Die Spur von Elch und Hirsch im Schnee;
Und Sang und Sonne sind begraben —
Ein Ferge nur geht übern See.

Er folgt dem blauen Rauch am Strande,
Dort wohnt sein Trost vor Schnee und Wind —
Doch ohne Trost lugt in die Lande
Frau Irmingard, das Königskind.

Lieder eines fahrenden Schülers.

(XIII. Jahrhundert.)

Auszug.

Lange bin ich still gelegen,
Trocken, traurig, winterstill,
Über grauem Büchersegen,
Daß mich's schier verdrießen will.

Bessern Segen gibt's zu holen
Draußen, wo das Land sich dehnt;
Und ein Tag kommt, wo verstohlen
Weisheit sich nach Torheit sehnt.

Vale! — würdiger Convictus!
Habet Dank für Zucht und Lehr',
Augustinus, Benediktus,
Tacitus, Virgil, Homer!

Waldweg winkt mit hellen Kieseln,
Pförtner, laß das Pförtlein frei! —
Herzensbrünnlein fühl' ich rieseln —
Und mein Lehrer ist — der Mai!

Am Chiemsee.

Lug', da glänzt die blaue Weite
Und der Wogen rauschend Spiel;
Ohne Willen, ohn' Geleite
Kam ich ziellos doch ans Ziel!

Und mir pocht das Herz, das warme;
Chiemseespiegel — sei gegrüßt!
Grüne Linden, off'ne Arme,
Maiwind, der den Fremdling küßt!

Ist's doch hier, wo sie im alten
Klosterbau nach strenger Art
All' mein Glück gefangen halten,
Mein Schatzkind — Frau Irmingard!

Die zur Frau ward ohne Freude*),
Denn vom „freuen" kommt die „Frau" —
Nur noch einmal komm' ich heute
Zu — vergeb'ner Minneschau!

Im Schilfe.

Und ans Ufer stieg ich nieder
Und im Schilfe knistert's leis:
„Fahrend Bürschlein, kommst schon wieder?
Ist der Weg doch weit und heiß!

*) Man nannte die Nonnen „Frauen", ohne daß sie es geworden waren.

Besser wär's, du wollt'st dich härmen
Um Odysseus' schwere Fahrt,
Statt als Falter auszuschwärmen
Um die Blume Irmingard!"

Doch ich sprach: „Zu Lenzesfristen
Kehrt ja jede Schwalbe hin,
Wo sie gerne möchte nisten —
Laß auch mich des Weges zieh'n!"

Glockenton schwebt auf den Winden,
Seeluft woget duftversüßt —
Werd' ja wieder weiter finden . . . . .
Nur noch einmal — sei gegrüßt!

Erinnerungen.

Euer denk' ich oft, ihr „Alten",
Die ihr seid der Jungen Pein,
Wie ihr mich in Not gehalten,
Wenn zu End' ging mein Latein!

Des Präfektus Zorngedröhne
Hör' ich noch traumauf, traumab,
Wie er uns Horazens Schöne
Dartat — mit dem Haselstab.

Mußt' dem Livius zu Ehren
Und dem Seneca zu Dienst

Wohl manch' Fastensüpplein zehren,
Nebst der Hiebe Vollgewinnst!

Pater Gallus, kriegserfahren,
Wühlt' in Cäsars Schriften um,
Mit den Köpfen der Scholaren
Gab's manch' „Bellum Gallicum“.

Doch umsonst ward mir geschrieben
Hohe Rede, tiefer Spruch;
Nur ein Buch ist mir geblieben —
„Ars amandi“ heißt das Buch!

Ovid.

Und ins grüne Schilf gebettet,
Sang er nach so manchen Spruch,
Den sein unstet Herz gerettet
Aus dem heißen Liebesbuch.

Von den schlanken Mägdlein allen,
Von der Minne Flug und Halt;
Wie sie schweigen soll und schallen:
Süß in Sanftmut und Gewalt.

Wie du werben sollst die Kühne
Und die Zage, die dich flieht. —
Durch das Bergseeschilf, das grüne,
Klang des Römers weiches Lied.

O Cupido!

„O Cupido, nova sum,
Nova tua praeda! —“
Minne, Minne, wieder ist
All' dein holdes Weh da!
Wieder haftet mir dein Pfeil
In des Herzens Mitte —
„Et in corde tenues
Haeserunt sagittae.“

„Nata meos oculos
Facies tenere.“
O mein Lieb, wie glänzt dein Aug',
Daß es meins versehre!
Glück mit dir! Mit vollem Maß
Deiner Schönheit meß' es!
„Oh quam formosissima
Ut tam felix esses!“

„Certe debet animi
Viris plus inesse.“
Männer sollten klüger sein!
Ob ich dein vergesse?
Mädchenwort verweht wie Laub.
Drüben klingt die Hora . . . . .
„Puellarum foliis
Verba leviora.“

Nonnenbad.

Es rauscht' die Woge mit dem Südwindhauch
Ans grüne Ufer, an das waldumsäumte;
Vom Fels hernieder hing der Haselstrauch
Und an dem Ufer lag ein Mann und träumte.

Die Woge sang: „Ich hab' ein Weib geseh'n,
Die ist noch schöner als die Wasserfrauen;
Ich sah sie schweigend in die Fluten geh'n
Und sah sie schweigend in die Sonne schauen.

Ihr heller Leib erglüht von Jugendlust,
Es lacht ihr Auge unter dunklen Bogen
Und an die Wogen ihrer weißen Brust
Ergossen jauchzend sich die blauen Wogen."

Die Welle rauscht', es weht' der Südwindhauch
Ans grüne Ufer, an das waldumsäumte;
Vom Fels hernieder hing der Haselstrauch — —
Und an dem Ufer lag ein Mann und träumte.

Am Gestade.

Lange lag er am Gestade —
Und ich bin der stille Mann —
Und mir träumt', auf dichtem Pfade
Zögen wir durch grünen Tann,

Du und ich — die Blümlein nicken,
Du und ich — der Tag verglüht,
Kosend noch mit Mund und Blicken,
Minne wird nicht wandermüd'!

Und mir träumt von einer Hütte,
Auf dem Boden braunes Laub;
Heimkehr winkt und jauchzend schütte
Ich dir aus des Waldes Raub.

Unser Feuer, lustig sprüht es
Von der Herdstatt breitem Stein —
Und in deinen Wangen glüht es:
Minneglanz und Feuerschein!

Erwachen.

Da bin ich jählings aufgewacht;
Der Sonne Pfeil,
Er traf aus blauer Mittagspracht
Erträumtes Heil.

Des Grases Blumen, wo ich lag,
Sind all' zerdrückt —
Die Wonne, deren kaum ich pflag,
Ist all' entrückt.

Und um des Klosters grau Gestein
Rauscht tiefer See.
O blauer Tag, o Sonnenschein,
Wie tust du weh!

Trostlied.

Ach auf wieviel Weisheit muß
Doch Frau Sonne scheinen;
Schad' um ihren süßen Kuß
An lebend'gen Steinen!
Ich will's anders treiben.
„Ego sum
Jung und dumm"
Und so will ich bleiben!

Was sich nie ergründen laßt
Quält sie Stund' um Stunde —
Wer den vollen Humpen faßt,
Der kommt stets zum Grunde!
Das sind meine Lehren.
„Ego sum
Jung und dumm"
Und wer will mir's wehren?

Weiß wohl eine Fraue hier,
Schön wie die Frau Sonne;
Weise wär's: ich ließ' von ihr,
Doch schafft Torheit Wonne.
So mag Torheit walten!
„Ego sum
Jung und dumm"
Mög' mir's Gott erhalten!

Beim Umtrunk.

Von allen Brünnlein, die da sprießen,
Lieb' ich zumeist zur Abendrast
Die Brünnlein, die im Keller fließen,
Die man in blanke Becher faßt.
Nicht silbern, golden strömt ihr Quell,
Erdduft und Sonnenduft liegt drinnen —
Und jedem wird die Seele hell,
Dem sie durchs Leibesdunkel rinnen!

Drum, Propst von Chiemsee, sei gepriesen!
Ich weiß zwar, daß es von dir heißt
Bei denen, die dein Naß genießen:
Dein Wein sei stärker als dein Geist.
Doch wär' gehörnt selbst dein Geschlecht,
Des Schädels Dach gedeckt mit Eisen:
Wer solchen Wein mit Schülern zecht,
Der zählt mir trotzdem zu den Weisen!

Zum Abschied.

Fährmann mit dem weißen Haare,
Fährmann mit dem morschen Fuß:
Nimm den letzten der Denare,
Nimm ihn mit dem letzten Gruß!

Lenk' des Einbaums braunes Steuer
Noch an Frauenwörth vorbei;
Um die Insel streift ein Freier —
Wär' nur die Gefreite frei!

Und dann laß die Wogen spülen
Um des Schiffes alten Baum!
Maiwind, hilf die Stirn mir kühlen,
Denn zergangen ist mein Traum!

Aber wenn sie drüben fragen,
Wem du Reis'geleit gewährt?
Magst du wohl den Frauen sagen:
Einem, der nicht wiederkehrt!

Edelbert, vom Rhein geboren — —
Einem, der sich selbst vergaß
Statt die Frau, die er verloren,
Ohne daß er sie besaß!

Neues Wandern.

Wo am Feldweg Rosen hangen,
Hab' ich mich zur Rast gestellt;
Erntebittgang kommt gegangen,
‚Unser Herr' zieht über Feld.

Aus dem Dorf die Glocken klingen,
Rote Fähnlein seh' ich weh'n;
Fluren wogen, Kinder singen,
Barhaupt all' die Männer geh'n.

All' die Heil'gen hör' ich nennen,
Die ich einst genannt als Kind,
Daß mir schier die Augen brennen,
Wär' der Frühwind nicht so lind!

Selig der, der pflügen lernte
Seiner Väter grünes Feld!
Ohne Saat und ohne Ernte
Fahr' ich wandernd durch die Welt!

„Prodesse mundo.“

Die Menschheit ist ein weiter Baum
Mit tausend Zweigen,
Die einen grün, die andern welk —
Und all' ihm eigen.

Er blüht und keimt in ew'gem Schmuck,
Die Früchte prangen — —
Was liegt daran, an welchem Zweig
Die Früchte hangen?

Guten Mutes.

Drum zieh' ich mutvoll meiner Wege,
Fürwahr, zergangen ist mein Traum;
Nicht fragt, wenn ich mich niederlege,
Nach meinem Pfad der Lindenbaum.

Ich seh' die Lerche hoch im Blauen
Und Morgenduft an jedem Strauch,
Ich seh's im Grase wogen, tauen,
Ich fühl' der Blumen Honighauch.

Waldvöglein flattern im Gestäude,
Waldveiglein knospen im Gestein;
Ich seh' die ganze Lebensfreude —
Und sollte selber freudlos sein?

O, nimmer will ich solches sagen!
Drum fahr' ich froh im Mai einher —
Die Erde, die soviel muß tragen,
Trägt willig einen Wand'rer mehr!

Und doch wär's anders wohl gekommen —
Denn über aller irren Fahrt
Steht wie ein Stern, in Duft verschwommen,
Mein Jugendhort — Frau Irmingard!

Scheidegruß.

Wenn euch mein Lied ins Herz gedrungen,
Wie ich's in schlichten Worten sprach,
Dann denkt: Der Waldwind hat's gesungen,
Ich sang es nur dem Winde nach!

Doch in den grünen Einsamkeiten
Des Hochwalds ging die Brust mir auf;
Die Einheit alt- und neuer Zeiten,
Die Macht der Heimat stieg herauf!

Da fühlt' ich es in stolzer Freude,
Wie deine Jugend ewig blüht,
Du Volk der Saaten und der Weide,
Du deutsches Volk! — Und dein Gemüt,

Es webt noch durch den blauen Äther,
Es webt noch durch den grünen Tann,
Die Zeiten und das Land der Väter,
Das ist mein Segen und mein Bann!

O, gönnt mir's, wenn ich gern erzähle,
Was deutsches Leben schuf und schafft! —
Es schöpft mein Herz aus deiner Seele,
In deiner Kraft liegt meine Kraft!

Anmerkungen.

Fischervolk. Gotahelm, am Beginne des 11. Jahrhunderts lebend, war einer der angesehensten Mönche des Klosters Tegernsee, wo er längere Zeit das Amt des cellarius versah. Insbesondere aber widmete er der Fischerei seine Sorgfalt; Abt Ellinger begünstigte seine Bestrebungen und ließ sogar eine lateinische Handschrift von Plinius' Naturgeschichte mit kunstvollen Abbildungen von Tegernseer Fischen verzieren. (Vgl. Peetz, „Die Fischweid in den baierischen Seen," S. 32 ff.)

Im Jahre 1023 legte er sein Amt als cellarius nieder, wie eine (wohl eigenhändige) Notiz im Codex lat. 18181 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (Fol. 118r.) bezeugt. „Haec sunt instrumenta piscalia sive etiam quaeque ad usum cellarii pertinentia, quae Gotahelmus vel inventa sive plura ... acquisita inibi reliqui, officium cellarii restituens. XVI Kal. Februarii. Anno dom. incarn. MXXIII."

1032 ward Gotahelm als Abt nach dem benachbarten Kloster Benediktbeuern oder „Buren" berufen; seine Tätigkeit daselbst schildert der rotulus historicus (Mon. Boica B. VII S. 13 ff.). Da das Kloster bedeutende Fischrechte vor allem auf dem Walchensee besaß, so schien er auch dort seiner Vorliebe treu zu bleiben, wie die nachfolgende Stelle dartut: „Studium habuit operandi manibus suis, quod necessarium fuit, maxime retia sua" (vor allem seine Netze).

Nicht minder aber werden seine Gelehrsamkeit, seine Sorge für die Bücherschätze des Klosters und der mächtige Einfluß seiner Persönlichkeit hervorgehoben, kurz, man bezeichnete ihn als „virum nullis laudibus aequandum.“ (Siehe Meichelbeck, „Chronicon Benedicto-Buranum“, Pars I, S. 36.)

„Fischweid“ = Fischfang. (Siehe Schmeller, „Baierisches Wörterbuch“, T. I S. 772.) „Einbaum“ nennt man das Schiff, das aus einem einzigen Eichenstamm gezimmert ward.

Auch Kloster Tegernsee ward wie die übrigen Klöster im bayerischen Hochland während der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts durch die Avaren („Hunnen“) vollständig verwüstet; die Neubegründung des Stiftes ward durch Kaiser Otto II. ao. 979 konfirmiert.

Von allen bayerischen Gebirgsseen ist der Walchensee der sagenreichste und allgemein galt der Mythus, daß er einst die steinernen Wände des Kesselbergs durchbrechen und das ganze Bayerland überfluten werde. Lange Zeit ward alljährlich ein goldener Ring in die Flut geworfen und eine Messe im Herzogspital zu München gelesen, um das Unheil von der Stadt zu wenden.

Ludwig der Bayer. Kaiser Ludwig IV., der Bayer, hatte 1330 das Kloster Ettal im Ammergau erbaut, in dessen Wäldern sein liebstes Jagdgehege war. Noch wenige Monate vor seinem Tode, im Frühjahr 1347, war er dort gewesen; zu jener Zeit, da in den Bergen der Spielhahn (Birkhahn) zu falzen beginnt.

In einem Alpenstreite, der zwischen Kloster Ettal und der Herrschaft Hohenschwangau geführt ward, wurde u. a. auch ein alter Jäger namens Kunz Vendt als Zeuge vernommen, der sich rühmte, daß er noch in jungen Jahren den Kaiser Ludwig als Jäger und Führer begleitet habe und daß er mit ihm „in die Alben und Geläger zur Spielhahnfalz hineingeritten.“

Ludwig selbst war im Jahre 1347 bereits von den meisten seiner früheren Anhänger verlassen, die den Gegenkönig Karl IV. gewählt hatten; nur die Städte und der Bauernstand hielten noch teilweise zu ihm.

Über die große Schlacht bei Mühldorf am Inn (28. Sept. 1322), über seinen Römerzug (1327) und seinen jähen Tod bei Fürstenfeldbruck (11. Oktober 1347) vgl. Riezler, „Geschichte Baierns", II. Band, 1880, S. 334 ff.

Bergsagen. Die Mehrzahl vorstehender Sagen ward dem Verfasser auf mündlichem Wege bekannt, da sie noch vollständig im Volksbewußtsein leben; eine Sammlung derselben bietet das Buch von Dr. Sepp „Altbayrischer Sagenschatz", München 1876. Vgl. daselbst S. 353. 19. 614. 20. 470. 379. 394.

Weihnacht am Chiemsee. Irmingard, die Tochter des Karolingerkönigs Ludwig des Deutschen, war die erste Äbtissin des königlichen Stiftes zu Frauenwörth (ao. 880 — ca. 900). Vergl. „Series Abatissarum Parthenii Chiemensis", Mon. Boica, B. II, S. 441.

Von ihr soll es herkommen, daß die sämtlichen späteren Äbtissinnen eine von vier Halbzirkeln geschlossene Krone trugen; ihr Sarg, in dem sich eine bleierne Tafel mit Inschrift befand, ward im Jahre 1631 geöffnet und über den Befund ist uns der Bericht von Augenzeugen erhalten. (Vergl. M. v. Deutinger, „Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising", B. I, S. 278.) Irmingard genoß den Ruf der Heiligkeit und zahlreicher Wunderwerke und ward auch in der Tat selig gesprochen.

Lieder eines fahrenden Schülers. Die beiden Klöster Herren- und Frauenwörth auf den zwei Chiemseeinseln blieben bis zum Beginne unseres Jahrhunderts, wenige Störungen abgerechnet, in Ruhm und Blüte. Herrenchiemsee war zuerst

Benediktinerabtei und wurde 1131 als Augustinerkloster neu begründet; 1218 wurde es zum Bistum erhoben, der Bischof residierte in Salzburg, dem Kloster selbst aber stand ein Probst (praepositus oder praesul) vor. Vergl. Mon. Boica B. II, S. 273 ff.

Über Wesen und Treiben der fahrenden Schüler vergl. von Giesebrecht „Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder." Allg. Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur, Jahrg. 1853. Braunschweig.

Die Beliebtheit, deren sich Ovid am Ende des XII. Jahrhunderts in den Klöstern erfreute, schildert Riezler in seiner „Geschichte Baierns", B. I, S. 812.

Ein aus Tegernsee stammendes, an Nonnen gerichtetes Gedicht nimmt dessen „Metamorphosen" in Schutz, ein anderes (Vorauer Handschrift) „versteigt sich" sogar zu dem Verse: „hoc in decretis pape Nasonis habetur."

„O Cupido!" „. . . tua sum nova praeda Cupido." Amorum Liber I, El. II, V. 19 „. . . haeserunt tenues in corde sagittae." Ibidem, V. 7. „O facies oculos nata tenere meos." Am. Lib. II, El. XVII, V. 12. „Tam felix esses, quam formosissima, vellem." Am. Lib. I, El. VIII, V. 27. „Certe plus animi debet inesse viris." Am Lib. III, El. III, V. 34. „Verba puellarum foliis leviora caducis." Am. Lib. II, El. XVI, V. 45.

„Prodesse mundo", bekannter Wahlspruch = der Welt etwas nützen.



Wanderzeit.





Zum Geleite.*)

Euch sang ich nicht, ihr heißen Lieder,
Dem jugendscheuen Mund der Braut,
Euch sang ich dem, der ganz hernieder
In Glück und Nacht der Welt geschaut;

Der es erfuhr am eig'nen Leibe,
Wie heiß dem Mann die Seele brennt,
Der selig ward an sel'gem Weibe!
Euch sang ich dem, der Schmerzen kennt!

Der mag euch mit zu Walde tragen
Und mag sich strecken in das Grün;
Die Drossel schlägt — sein Herz wird schlagen,
Ihm wird im Lied das Leben blüh'n!

*) Die Gedichtsammlung „Wanderzeit" widmete der Dichter seinem Jugendfreunde Hermann Kaulbach.

Doch über ihm, in weiten Ringen,
Schwebt still und stark ein dunkler Weih —
So wird auch auf des Liedes Schwingen
Die dunkle Seele wieder frei!

Auszug.

Botschaft.

Wenn's im Tal zu Abend läutet
Und es kommt die Dämmerzeit,
Wo durchs Feld ein Wand'rer schreitet:
Süße Frau, dann sei bereit!

Denn zu dir kommt der gegangen,
Der in dir nur schafft und ruht;
Wanderglut deckt seine Wangen
Und sein Herz füllt Minneglut!

Aber du sollst inne werden,
Wie dies Herz an dir erblüht,
Sonnwendnacht webt um die Erden —
Und des Wand'rers Auge glüht.

Die verschwieg'nen Sterne leuchten
Und sein Haar bedeckt der Tau —
Und in Wonne wird sich feuchten
Deine Wange — süße Frau!

Wie wundersam . . .!

Wie wundersam ist dies Verlorengeh'n
In Liebestiefen ohne Ziel und Schranken:
Die ganze Welt mit lichten Augen seh'n,
Im Sonnenschimmer klarer Freude geh'n,
Eins sein in einem tiefen Glücksgedanken!

Und wie im Leben auch die Stürme weh'n,
Da ist kein Zagen und da ist kein Schwanken:
Fest steht die Liebe, wie die Sterne steh'n —
Wie wundersam ist dies Verlorengeh'n
In Liebestiefen ohne Ziel und Schranken!

Dämmerstunde.

Wie wirst du schön zur Dämmerstunde,
Wenn schon der letzte Schimmer schwand!
Weich wird das Wort in deinem Munde
Und leiser streift mich deine Hand.

Die Augen glänzen — größer, freier,
Die ganze Seele ist erwacht —
Und durch der Wimpern schwarzen Schleier
Schaut deine Sehnsucht in die Nacht.

Du wirst so bleich — auch ich erbleiche
Im süßen Zauber deines Blicks;
Ein Seufzer schwellt dein Herz, das weiche,
Ein Traumgedanke vollen Glücks?

Dann führst du still mich an die Pforte;
Es klingt ein wundersüßes Weh
Durch deine dämmerstillen Worte
Und durch dies letzte Wort: „Nun geh'!"

Julinacht.

In der Luft, der schwülen, feuchten,
Wogt das Feld und stürmend zieh'n
Windesrauschen, Wetterleuchten
Durch den dunklen Himmel hin.

Ferne hallt des Donners Dröhnen —
Und des Lebens ganze Kraft
Klingt aus diesen Wundertönen
Nachtumwölkter Leidenschaft!

Was der Tag an Sonnengluten
Aufgesogen, strömt hier aus —
In den Wolken, auf den Fluten,
In dies weite Grün hinaus!

Und inmitten all' des Webens
Trag' ich stumm die heiße Last,
Die du, Sonne meines Lebens,
In dies Herz ergossen hast!

Verhängnis.

Wie ein Verhängnis kommt die Liebe,
Die mir nun Sinn und Seele bannt;
Mein Herz, wie gern es leben bliebe,
Zerbricht in deiner weißen Hand!

Den scheuen Blick, den kummertrüben,
Heft' ich dir forschend auf die Brust:
Ist's so bestimmt, daß ich dich lieben
Und daß du mich verderben mußt?

Denn jeglich' Schicksal heischt sein Ende.
Bist du das meine? Welch' ein Weh!
Und sehnend fass' ich doch die Hände,
In denen ich zugrunde geh'.

In Regenstunden.

Der Regen fiel, der Tag war grau,
Wir sind am Sims gesessen;
Wir haben so viel Leid bedacht
Und so viel Leid vergessen.

Die kleine Stube war so still,
Die feinen Mücken summten;
Wir sah'n empor und sah'n hinab,
Wir sprachen und verstummten . . . .

Du standest auf und sahst hinaus
In all' den grauen Regen;
Du bebtest leis — da war dein Arm
Auf meinem Hals gelegen.

Und flehend sprach dein stummer Blick:
„Ich weiß es, wie ich fehle!"
Du küßtest mich — das war kein Kuß —
Das war die ganze Seele!

Komm'!

Mein zitterndes Herz verlangt nach dir;
Es strömt in feurigen Gluten
Das wallende Blut zum Herzen mir —
Ich möcht' vor Liebe verbluten!

Und durch dein Herz, da rauscht's wie Föhn:
Du lauschest dem Sturm mit Grauen;
Schau' mir ins Aug'! — es ist so schön,
Ins lodernde Feuer schauen!

Dir wogt die Brust, mir brennt das Blut,
Komm', eh' wir welken müssen!
Komm' wie der Föhn und schür' die Glut
Mit deinen flammenden Küssen!

Am Herde.

Am Abend bin ich heimgekommen,
Still saß die alte Mutter dort;
Ich saß bei ihr — kurz und beklommen,
Da sprach sie leis: „Du willst noch fort?

Ich weiß es wohl, zwei dunkle Augen
Die sind dein Glück und sind mein Harm;
Will's dir daheim denn nimmer taugen?
Glänzt unser Feuer dir nicht warm?" — —

Ich sah sie an und ließ sie sagen,
Wie eine Wunde brennt ihr Wort;
Ich hab' den Mantel umgeschlagen —
Der Nachtwind rauschte — und ging fort!

Im Grünen.

Ein Spielmann.

Ein Spielmann zog des Wegs einher,
Dem horchten sie wohl alle;
Der macht' das Herz so froh und schwer
Mit seinem gold'nen Schalle.

Der kam zu einer holden Frau
Und sang um ihre Minne,
Da neigt' die schöne Frau ihr Haupt
Und sagte leis: „Halt inne!

Denn sieh', wie stark auch Liebe ist,
Noch stärker ist die Treue;
Wie tief auch all' die Wonne wär',
Noch tiefer wär' die Reue!

Mein Lieben all', das ist für den,
Dem ich es zugeschworen —
Doch geht mir wohl dein süßer Sang
Für ewig nicht verloren!"

Da dankt' er ihrer weißen Hand
Und zog auf seinen Wegen;

Am nächsten grünen Lindenbaum
Ist er zur Nacht gelegen.

Zwei braune Augen sah'n ihm nach,
Die ganz voll Tränen waren. —
Ihm aber dünkt', er hätt' noch nie
Ein schön'res Leid erfahren!

Abendgang.

Abendschatten füllt die Weite,
Abendfriede füllt die Welt —
Und ich zieh' an deiner Seite
Durch das kühle, grüne Feld,

Wortlos und mit sachtem Schritte,
Dein gedenkend, wie du mein;
Ohne Wunsch und ohne Bitte
Will ich ganz dein eigen sein.

Wellen zieh'n mit leisen Tönen,
Vöglein zieh'n mit leisem Flug —
Und durch unser Herz zieht Sehnen:
Haben wir nicht Glücks genug?

Jugendglück im reifen Innern,
Liedertrost, der selig labt,
Und im Alter — dies Erinnern,
Wie wir einst uns lieb gehabt?!

Am Bache.

Ich hab' mich ganz an dich verloren,
Und wo ich gehen mag und sein:
Auf stiller Flur, im Lärm der Toren,
Auf allen Wegen bin ich dein!

Ich seh' den Abend und den Morgen
Nur mehr im Schimmer deines Blicks;
Du bist die Fülle meiner Sorgen,
Du bist die Fülle meines Glücks!

Ich ward wohl ganz ein Weltversäumer
Und fließt die Zeit doch wie der Bach;
Die Woge ruft: Wach' auf, du Träumer!
Doch nimmer, nimmer werd' ich wach.

Jägerlied.

Wie ich dereinst zu Walde zog,
So will ich wieder ziehen,
Ich hab' sein blühendes Laubgewog'
Vergessen vor deinem Blühen!
Nun schweif' ich einsam durchs Geäst,
Will wieder vom Bergquell trinken;
Der scheue Häher streift ums Nest,
Die güldenen Blätter blinken.

Da lieg' ich still und wundersam
In all' dem Rauschen und Klingen,
Das Eichhorn huscht am braunen Stamm,
Wind weht und Vögel singen —
Und wundersam so manche Weil'
Gedenk' ich an dein Lieben;
In meinem Köcher fehlt ein Pfeil:
Wo ist der Pfeil geblieben?

Im Haselstrauch.

„Sag' mir, du grüner Haselstrauch,
Wie mag man Minne wenden?
Du kennst ja Lenz und Wetter auch." —
„„Laß sie mit Welken enden!""

„Dann, blaue Woge, lehr' mich du
Von Liebe heimwärts finden!
Du spielst ja ewig mit Sturm und Ruh!" —
„„Gib deine Minne den Winden!""

„Mein klares Bächlein, traut und still,
Mag ich's bei dir erlauschen,
Wie Friede aus Minne werden will?" —
„„Laß sie verrauschen, verrauschen!""

„Und wenn sie nicht verrauschen kann
Und kann sie den Winden nicht geben?“ —
„„Dann bleibst du wohl ein wunder Mann
Für all' dein langes Leben!““

Alte Pfade.

Die alten Pfade geh' ich wieder,
Die ich in jungen Tagen ging;
Eh' all' mein Weg, mein Auf und Nieder
Allein an deinen Wegen hing.

Ich lug' ins grüne Moos hinunter,
Ich schau' im güld'nen Laub herum;
Waldvogel sang zu mir herunter:
Wie warst du froh, wie bist du stumm!

Es blüht so hold vor meinen Blicken,
Es weht der Bergwind kühl und weich;
Doch all' die roten Blumen nicken:
Wie warst du rot, wie bist du bleich!

Es sprach der Sonnenstrahl, der helle:
Wie bist so anders du als einst!
Und leise rauscht des Baches Welle
Und rauscht vorbei: Ich glaub', du weinst!?

Sehnsucht.

Sehnsucht, wie lang dehnst du den Tag,
Wie öd' ist mir auf grüner Erden!
Stumm pocht das Herz mir, Schlag um Schlag,
Will es denn nimmer Abend werden?

Und wird es Abend — wähnst du dann,
Daß dir der Abend Frieden brächte?
O, nur noch tiefer webt mein Bann! —
Sehnsucht, wie lang dehnst du die Nächte.

Nächtiges Wandern.

Das ist ein seltsam Geh'n:
Die Tritte schallen;
Ich hör' den Südwind weh'n
Und Blätter fallen.

Die Bäche rauschen stumm,
Die regensatten;
Ich zieh' dahin — rundum
Nur Schatten, Schatten!

Gewölk voll dunkler Kraft —
Ich zieh' so trübe —
Verstummt vor Leidenschaft —
Verirrt vor Liebe! — —

Unzertrennlich.

Ich zog landaus, landein —
Nur fort von hier!
Und war doch nie allein:
Du bliebst bei mir!

Im wilden Seelensturm
Rang ich mit dir;
Trotz war mein starker Turm:
Du bliebst bei mir!

So läßt es Gott wohl zu —
Gott lohn' es dir!
Nun ist's wie Himmelsruh':
Du bleibst bei mir!

Liebeszauber.

Dein.

Mein ganzes Leben ist nun dein für immer,
Und jeder Atemzug ist eine Frage,
Ob du mich lieb hast? — Ach, ich weiß es nimmer,
Ob ich's beneiden soll, ob ich's beklage!

Du bist die Kraft, wenn ich ermattet schwanke,
Du bist die Sonne, wenn mein Tag wird trübe —
Und geh' ich schlafen, ist's mein Nachtgedanke,
Ob du mich lieb hast — so wie ich dich liebe?

Frauensang.

Es klingt der Lärm der Welt, —
Ich hör' ihn nimmer;
Denn nur was du gesagt,
Das hör' ich immer.

Die Menschen schau'n mich an, —
Kaum denk' ich dessen;
Ich hab' sie alle ja
Um dich vergessen.

O, laß mich schweigen doch,
Mein Lieb, mein Eden!
Du hast mich stumm geküßt —
Ich kann nicht reden!

Ich gab ja alles her,
Nichts ist mir blieben;
Ich kann nur eines mehr —
Dich lieben, lieben!

Aus den Nibelungen.

So steht es im alten Liede,
Wo Siegfrieds Liebe loht:
„Es zwang sie zu einander
Der sehnenden Minne Not."

So ist's auch uns ergangen:
Uns wurden die Wangen rot,
Uns wurden bleich die Wangen
In sehnender Minne Not.

Wir werden auch verderben;
Denn Liebe ist stark wie Tod —
Es zwang uns zu einander
Der sehnenden Minne Not!

Beim Abschied.

Du sprachst zu mir nach langem Sinnen
(Wie zitterte dein süßes Wort
Und deine Hand!): „Nun geh' von hinnen,
Ich bin dir gut — mehr nicht — geh' fort!"

Doch wenn ich dann von dir gegangen,
Dann zieht dein sehnend Bild mir nach,
Schlingt mir den Arm um Hals und Wangen
Und bittet: „Glaub' nicht, was ich sprach!"

Liebesgrüße.

Wie lieb' ich dich? — ich weiß es nimmer,
Denn längst ging mein Besinnen fort;
Oft mein' ich: wie den Sternenschimmer,
Mit stummer Seele, ohne Wort!

Oft mein' ich: wie die Maientage —
Wie einen jungen, grünen Baum —

Wie eine alte, schöne Sage —
Wie einen tiefen, süßen Traum —

Wie König Harald seine Mannen —
Wie Wodan seinen Eschenspeer —
So wie der Nordwind seine Tannen
Und wie der Westwind liebt sein Meer.

So mein' ich — und die Lippen beben
Um Worte, wo's kein Wort mehr gibt;
Wie lieb' ich dich? — wie ich im Leben
Noch nie Lebendiges geliebt!

Sommermorgen.

(Frauenlied.)

Was ist mir denn geschehen?
Bin ich vom Traum erwacht? — —
Wie meine Augen sehen!
O, wie der Mund mir lacht!

Als hätt's noch nie gegeben
So lichtes Himmelsblau;
Auf meinem ganzen Leben
Liegt es wie Morgentau.

Und in dem tiefsten Innern,
Da rieselt's wie ein Quell
Von Hoffen und Erinnern —
Wie schön ist das, wie hell!

O gold'ne Feierstunde! — —
O, komm', du heißer Mann,
Und küss' mir still vom Munde,
Was ich nicht sagen kann!

Wohin?

Es geht der Ferche auf den tiefen Grund,
Wenn ihm die Angel brennt im Silberleibe,
Und wird der Falk' an scharfem Pfeile wund,
Sorgt er im Horst, wie ihm der Fittich bleibe.

Es zieht der Hirsch zum allertiefsten Wald,
Die Todesqual und noch das Lebenshoffen
Im stummen Aug', dieweil das Hifthorn schallt —
Wo zieht der Mensch hin, der zu Tod' getroffen?!

Im Weh.

Wie weh' mir ist, das weißt du, Holde, nicht,
Wenn auch dein Aug' sich sorgend auf mich heftet,
Wie's mich verzehrt, wie das zerbrennt, zerbricht,
Wie meine Kraft sich in der Glut entkräftet!

Das Künftige erbleicht vor meinem Blick
Und das Gewes'ne, das Erinnern, schwindet;
Denn jeglicher Gedanke sinkt zurück,
Der du nicht bist, der dich nicht sucht und findet.

Mein Herz, mein Geist verloht in heißem Flug,
Die Seele brennt und meine Lippen beben.
„Zehrt sie sich ganz auf? — bleibt mir noch genug
Zum Leben übrig?“ Und ich muß ja leben!

Nachtgesänge.

Geht es dir auch wie mir?

Geht es dir auch wie mir,
Daß du nicht schlafen kannst?
Daß du die ganze Nacht
Süße Gedanken bannst?

Und doch am Morgen sind
Sie nicht gebannt!
Du streifst umsonst die Stirn
Mit weißer Hand!

Du bist nicht mehr daheim,
Bist anderswo;
Du weißt, es sollt' nicht sein —
Und doch ist's so!

Mir ist das Herz verzehrt
Vom Fieberhauch —
Geht es dir auch wie mir?
Verzehrt's dich auch?

Ein Traum.

Vom Busen hast du Veilchen mir gegeben,
Sie waren heiß von seinem heißen Leben.

Ob sie die Freiheit wohl auch gern gewonnen,
Die solchem holden Kerker sind entronnen?

Ich aber barg sie in mein nächtig Kissen,
Nicht lange sollt' ich ihren Zauber missen. —

Mein Sinn war glühend und so schwül die Luft,
Auf meine Wimper fiel der Veilchenduft,

Ihr Duft und deiner — wie von Wonne trunken,
Bin ich in Traum — bin ich in Schlaf gesunken.

Es war kein Schlaf, der unser Aug' umschattet,
In dem des Herzens Glut und Drang ermattet.

Ein Schaffen war's — nicht stumme, dumpfe Ruh' —
Und dieses Traumes Glück und Glanz warst du!

Ich müßt' ein Wort aus „Hohem Lied" erlesen,
Wollt' ich dir sagen, wie du schön gewesen.

Ich müßte singen wie Hafis fürwahr,
Wollt' ich dir sagen, wie ich selig war!

Das hat zur Nacht der Veilchenduft getan;
Klag' ihn, — nicht mich — und deine Schönheit an!

Doch ich ward wach — und goß den Duft in Lieder,
Als Lied kehrt er zu deinem Busen wieder,

Von dem er kam, o leih' ihm gern dein Ohr
Und gönn' ihm Einlaß in dies holde Tor!

Die weiße Rose.

Gönn' mir dies heiße, hoffnungslose
Dich-lieben, schöne, süße Frau!
„Du bist doch meine weiße Rose"
Und meine Tränen sind ihr Tau!

Ein and'rer ruht in deinem Schoße,
Ich schweif' in kühler Abendluft:
„Du bist doch meine weiße Rose" —
Und stürb' ich auch an ihrem Duft!

Im Sturm.

Das braust und stöhnt im Waldgehege,
Es kracht der Baum, die Wolken weh'n;
Ich gehe schweigend meine Wege —
Ich hab's gelernt, im Sturm zu geh'n.

Die Wogen sprüh'n empor, die weißen,
Der See heult und der Nordwind brüllt.
Sturm, willst du mir vom Herzen reißen
Auch noch das Lied, das mich erfüllt?

Ich geb' dir's nicht, — ich preſſ' die Arme
Um dies gequälte, volle Herz,
Erbarmungsloser Sturm, erbarme
Dich meiner! — Laß mir meinen Schmerz!

Nachtlied.

Die müden Augen
Sie tragen's kaum!
Der Tag ist zergangen,
Nun kommt der Traum.

Da kommt dein Bildnis
Und spricht zu mir:
„Ich lass' auch im Traume
Nicht los von dir!

Ich leg' mich nieder
An deiner Seit',
Du bist mein eigen
Für alle Zeit!"

Der Nachtwind rauschet,
Ich lösch' das Licht —

Ich möchte schlafen
Und kann es nicht.

Du bist mein Leben,
Du bist mein Tod —
Vom Abendrote
Ins Morgenrot!

Tod im Hause.

Wir saßen droben — und vom Munde
Klang uns das selig-heiße Wort;
Doch drunten in derselben Stunde
Flog eine stumme Seele fort.

Es hing mein Blick an deinen Blicken
Mit Fieberglanz — wie leuchtest du!
Und drunten schloß mit letztem Nicken
Ein müder Mann die Augen zu.

Wir wußten's nicht. — — Die Wolken bleichen,
Der Tod hielt Wacht in Haus und Herd,
Der Sturmwind rauschte — war's ein Zeichen,
Wie sich mein Sein an dir verzehrt?

Unruh'.

Unruh', wie webst du um mich her,
So geisterhaft, so herzbewegend,
Und machst mir Sinn und Seele schwer —
Ach, so erdrückend, so erregend!

Und selbst am Lager hältst du Wacht;
Es ruht mein Haupt in deinen Händen,
Unruh'! — du nimmst mir Tag und Nacht —
Nur eine lebt — die könnt' es wenden!

Kennst du dies Leid?

Kennst du dies Leid, wenn, kaum entschlafen
Aus irrem Traum, das Herz erwacht,
Wund von den Pfeilen, die es trafen:
Kennst du die Sehnsucht in der Nacht?

Ein Schatten kommt — du fühlst den Schimmer,
Du rufst ihn — da zerfließt er sacht.
Und bis zum Morgen schläfst du nimmer:
Kennst du die Sehnsucht in der Nacht!?

Gespensterstunde.

s' ist Mitternacht vorüber,
Ich saß daheim beim Licht;
Der Sturm braust' durch die Bäume
Und ich spann meine Träume,
Ich saß und hört' ihn nicht.

Da riß der Wind die Tür' auf —
„Wer kommt? — in meine Ruh'?"
Dies Bild, dies stirnumlockte : . . .
Wer kommt? . . . mein Herzblut stockte —
O Himmel, das bist du!

Ein Wahn! — Der Wind warf wieder
Die nied're Türe zu;
Doch mir hat sich's enthüllet,
Was all mein Denken füllet —
O Himmel, das bist du!

Mitternacht.

O, wärst du da — in dieser Stunde
Der öden, grauen Mitternacht,
Wo mir das Wort entschlief im Munde,
Wo nur der stumme Jammer wacht!

O, wärst du da! — du Süße, Ferne! —
O, nur ein Schatten deiner Hand,
O, nur ein Strahl der dunklen Sterne!
Und all' der Kummer wär' gebannt,

Wenn du mit stillbewegtem Nicken
Dich leise neigtest über mich,
Wortlos — nur in den schönen Blicken
Den ew'gen Trost: „Ich liebe dich!“

Dies irae.

Aug' in Aug'.

Das Antlitz auf die Arme stützend,
Schaust du mir glutstumm ins Gesicht;
Die Stirn umwölkt, das Auge blitzend —
Doch deine Lippe regt sich nicht.

Wie selig ist die Flut, die brausend
Dem kühnen Fels entgegenspringt!
Wie selig ist der Sturm, der sausend
Den grünen Baum im Wald umschlingt!

Wir aber müssen stumm uns zwingen,
Wie es auch stürmt im Herzensgrund;
Nie soll ich mehr dein Herz umschlingen
Und küssen deinen Fiebermund.

Dein Aug' nur blitzt, das gluterregte,
Vor Leidenschaft und süßem Grau'n! —
O, laß mich in dies wildbewegte
Gewitter deiner Seele schau'n:

Daß mir's der stumme Blitz erzähle,
Wie auch dein Herz in Sehnsucht brach! —
Und in den Klüften meiner Seele
Grollt es wie ferner Donner nach!

Ja, schau mich an!

Ja, schau mich an mit deinen Blicken
Voll tiefer, seelensüßer Glut
Und trink' mir aus mit Spiel und Nicken —
Mein ganzes Herz, mein letztes Blut!

Ich kann dir nimmer widerstreben;
Nimm mich dahin — ich bin ja dein!
Nähr' deine Glut mit meinem Leben —
Und in der Glut vergeht mein Sein!

Verschlossenheit.

Verschlossen bist du für die Welt und mich,
Dein Herze scheut
Den warmen Hauch — doch einst kommt's über dich,
Daß dich's gereut!

Wenn du einst ringst mit deinem letzten Schmerz,
Hart vor dem Sarg:
Dann härmst du dich, was dieses reiche Herz
Der Welt verbarg!

Daß dich erschaut kein lichtes Auge je,
Von Glück beträut;
Du gleichst der Blume, die sich erst im Schnee
Nach Blühen sehnt!

Dann ist's zu spät — ein unermeßlich Leid
Wird es dir sein:
Dies letzte Weh verlor'ner Seligkeit — —
Dann denkst du mein!

Abwärts.

Muß ich von dir das Wort erfahren:
„In allem abwärts geht mein Pfad!“
Von dir, von dir? — die mir seit Jahren
Nur segenspendend ist genaht!

Man sagt ja, daß die Engel ahnen;
Du bist so engelschön und jung —
Mußt du mich an mein Welken mahnen,
Steht mir im Aug' schon Dämmerung?

Dann geh'! Lichtalfe — zieh' ins Weite!
Du kannst geleiten nur zur Höh',
Hinab brauchst's anderes Geleite —
Hab' ew'gen Dank, mein Engel! — Geh'!

Hingegeben.

Alles hab' ich hingegeben,
Was das Glück gehäuft auf mich:
Friede, Freude, Schaffen, Leben —
Alles gab ich's hin um dich!

Um die Liebe, um die große,
Die mein ganzes Herz durchquillt,
Um die arme, hoffnungslose —
Unerfüllbar, unerfüllt!

Nimmer weiß ich's, was ich tue,
Nimmer denk' ich's, daß ich schlief!
Ohne Glück und ohne Ruhe
Lieb' ich dich — und doch so tief!

Sirene.

Oft graut es mir vor deinem Silberlachen,
Dein Aug' ist Feuer und dein Herz ist Stein;
Du läßt die tiefste Leidenschaft erwachen —
Wer an dir wach wird, der schläft nimmer ein.

Wie die Sirene, die am Felsen sitzt,
In blauer Meerflut, wo die Wogen branden,
Schaust du hinaus — — — dein spielend Auge blitzt
Und wartet lachend, wie die Herzen stranden!

Dämonen.

Du siehst dein Herz in seiner Schönheit pochen
Und denkst der Herzen, die dies Herz gebrochen;
Die Lippe wölbt sich und dein Auge glüht —
Wie deine Lust aus all' den Schmerzen blüht!

Unselig Weib! — Erschrick vor den Dämonen,
Die in dem Abgrund deiner Seele wohnen;
Sie griffen Tausende, sie griffen mich — —
Einst kommt der Tag und sie ergreifen — dich!

Letzte Wonne.

Du kennst die letzte Wonne nicht,
O Weib, und wirst sie nie ergründen:
In deinen Augen glüht ein Licht,
Das will nicht wärmen, will nur zünden!

Wohl ist es süß, wenn ohne Laut,
Wenn, glutverzehrt von Qual und Hoffen,
Ein Menschenaug' in deines schaut,
Vom Blitzstrahl deines Blicks getroffen;

Doch weißt du nicht, wie süß das ist:
In jener Liebe sich ergeben,
Die liebend ihrer selbst vergißt
Und wähnt, ein Wunder zu erleben!

Die selig sich gestehen kann:
Ich schmied' aus Schönheit keine Waffen;
Es war kein Sieg, den ich gewann,
Es war nur Glück, das ich geschaffen!

Mahnung.

Oft zuckt's um deine Augenlider
Und um die Lippen, leicht geschwellt,
Als stünd' in diesen Augen wieder
Die alte Sehnsucht nach der Welt,

Der Welt, aus deren dunklem Banne
Mein Fittich dich von hinnen trug. —
Wie lauschtest du dem heißen Manne!
Fühlst du ihn noch, den großen Flug?

Aus einem Geist bist du geboren,
Schlag' auf die Augen! — halte stand! —
Es ging mein Herz daran verloren,
Daß ich das deine wiederfand!

Evoe!

Bacchantin mit dem feuchten Blick,
Wie deine Schläfe glühen!
Du streifst das umlockte Haar zurück,
Drin schwellende Blumen blühen.

Wie Wellenschlag wiegt sich dein Gang,
Die Lippen sind gekräuselt,
Es lockt dein Wort wie jener Klang,
Wenn Wind im Schilfe säuselt.

Du glühst vor Jugend und vor Kraft
Und Kraft ruft nach dem Sieger —
Um deine Schönheit drängt Leidenschaft
Sich wie ein grollender Tiger.

Du weißt es ja!

Du weißt es ja — du bist doch mein Geschick,
Mein Heil und Leid, mein Trost und mein Verderben;
Ich hab' gelebt in deinem Feuerblick
Und an dem Feuerblicke muß ich sterben!

Die Zeit ist da; mein Herz erliegt der Not,
Es welkt die Wange, die dein Hauch gerötet;
Doch rühmen sie mich einst nach meinem Tod —
Dann rühme du dich: „Ich hab' ihn getötet!"

Lieder im Volkston.

Wiederkehr.

Nun vergeht ja alles Leid
Und mein Herze hör' ich klopfen;
Ach, vor lauter Seligkeit
Steht mein Aug' in hellen Tropfen!

Wiederkehr, nun bist du nah';
Doch so froh und so beklommen
Ist von allen keiner ja,
Wieviel ihrer wiederkommen!

Duftig weht der Heimat Hauch,
Sommer blüht auf allen Wegen;
Schatzkind — gelt, du freust dich auch,
Wieder Hand in Hand zu legen!?

Steck' ein Röslein vor die Brust,
Gib mir das als ganze Gabe!
Mein Gott — hätt' ich's einst gewußt,
Daß ich einst so lieb dich habe!

Liebesahnung.

Sprach eine Maid voll Bangigkeit
Und mit so holdem Flehen:
„Halt' ein, mein Knab', nur kurze Zeit
Kann ich noch widerstehen;
Dann wird dein Leid mein eigen Leid!" —
Und also ist's geschehen!

Sprach da der Knab' mit heißem Blick:
„Hör' doch den Maiwind wehen,
Der weht waldein und nicht zurück,
Laß du dein Herz nur gehen!
Dann wird mein Glück mein eigen Glück!" —
Und also ist's geschehen!

O wehr' es nicht!

Du bist so jung, du bist so weiß
O, wehr' es nicht, daß ich so heiß
An deiner Schönheit hange!
Das ist die Maienlieb', mein Kind,
Es spielt ja auch der Maienwind
So gern um deine Wange!

O, wehr' es nicht, o, wehr' es nicht!
Schau' mit den Augen voll ins Licht
Und laß uns selig werden!
Wie ist so süß der Sonnenschein! —
Wie wird es einst so finster sein
Da drunten in der Erden!

Getrost!

Es ist die Welt so fern von Treuen,
Daß treue Minne sie erbost!
Laß du, mein Lieb', dich das nicht reuen,
Sei du getrost!

Ich führ' dich durch den Sonnenschimmer,
Ich führ' dich, wenn der Sturmwind tost;
Ich lieb' dich überall und immer —
Sei du getrost!

Rote Beeren.

Ich sprach zum Strauch am Ufer klar:
Gib mir von deinen roten Beeren,
Die steckt mein brauner Schatz ins Haar,
Daß sie ihr Lust und Schönheit mehren!

„Nimm sie nur mit! doch weißt du auch,
Wie bitter Lust und Schönheit brennen?
In roten Beeren steht der Strauch,
Im roten Blut wirst d u ' s erkennen!"

Am Waldbach.

Am Waldbach sitz' ich in der Sonnen
Mir ist mein ganzes Glück zerronnen!

Es fließt so leicht der Bach vorbei,
So leicht zerfließt die Lieb', die Treu'?!

Es rauscht um mich der Morgenwind,
Die Jugend auch verrauscht, verrinnt.

Es rieselt gelbes Laub vom Baum;
Wird a l l e s welk, ist a l l e s Traum?

Ich sitz' am Waldbach in der Sonnen,
Mir ist mein ganzes Glück zerronnen!

Frau Sonne.

Frau Sonne hell, Frau Sonne hoch,
Du schaust auf mich hernieder;
Kennst du den alten Wand'rer noch?
Du kennst ihn nimmer wieder!

Frau Sonne hell, Frau Sonne gut,
Kannst du auch Wunden heilen?
Mir bricht das Herz, mir brennt das Blut,
Frau Sonne, tu' dich eilen!

Frau Sonne zog so still durchs Tal
Und gab mir schlimme Kunde:
„Es dringt so tief kein Sonnenstrahl,
So tief wie deine Wunde!"

Nach Jahren.

Wo ist die braune, süße Maid,
Von der ich einst gesungen?
Wo ist die gold'ne Jugendzeit? —
Verträumt, verwelkt, verklungen!

Wo ist das Heil, das ich erstrebt,
Das Glück, das ich umfangen?
Und jene, die's mit mir erlebt?
Zerstreut, zerstört, zergangen!

Die Sterne geh'n am Himmelszelt,
Den Nachtwind hör' ich wehen!
Das ist der alte Weg der Welt:
Vertun, verblüh'n, vergehen!

Herbsttage.

Vom Scheiden.

Dies alte Wort vom Scheiden,
Das soviel Herzen bricht,
Nun füllt es auch uns beiden
Mit Tränen das Gesicht.

So nimm die letzten Grüße
Denn hin für alle Zeit!
Schau' mich noch an, du Süße, —
Recht tief! — Der Weg ist weit!

Einmal in all' dem Harme
Schling' vor dem letzten Gang
Um mich noch deine Arme —
Recht fest — die Zeit ist lang!

Frühling wird's wieder werden
Und wieder grünt das Feld;
Wie schön ist's auf der Erden,
Wie leer ist's auf der Welt!

Welke Tage.

Das sind des Welkens kummermüde Tage!
Es scheint der Sonnenstrahl so ernst und kalt,
Der Vogel flüchtet aus dem braunen Hage,
Und was noch lebt, das leidet nun Gewalt.

Auch deine Augen soll ich nimmer schauen,
Du Sonnenkind, das mir die Welt entriß!
Es welkt die Blume auf den stummen Auen —
Und meine Seele welkt . . . in Bitternis!

Im Waldgehege.

Gelbes Laub im Waldgehege,
Wilder Wind und wilde Fahrt —
Trauernd sagen mir's die Wege,
Daß es Herbst im Lande ward.

Muß auch ich dem Herbste geben,
Was mir blüht? Mir wird's so schwer!
Du mein Frühling, du mein Leben,
Nein! — dich geb' ich nimmer her!

Abendgang.

Es rauscht der graue Regenschauer,
Ich zieh' vorbei und acht' ihn nicht;
Noch einmal seh' ich an der Mauer
— Zum letztenmal — dein liebes Licht!

Ich grüß' es still und grüß' es wieder,
Wie leuchtet von der stummen Wand
Die Seligkeit auf mich hernieder,
Die ich dereinst da droben fand!

Wie sich Gewölk und Wälder schwärzen!
Die Raben zieh'n in langem Flug — —
Ich denk' noch einmal all' der Schmerzen,
Die ich dereinst da droben trug.

Und nun ist all' die Zeit vergangen —
Doch Ewiges vergeht ja nicht! —
Mir sind vom Regen feucht die Wangen,
Leb' wohl — du liebes, liebes Licht!

Grüße.

Ich soll dich grüßen von dem See,
Es fragen seine blauen Wogen:
„Wo ist sie hin, die schöne Fee,
Die einst so gern mit uns gezogen?"

Ich soll dich grüßen von dem Strauch,
Der sprach: „Es glänzen meine Beeren
So rot wie roter Wangenhauch,
Sag' ihr, sie soll doch wiederkehren!"

Drauf riefen all' die Vögelein,
Ich sollt' auch ihre Grüße bringen:
„Dann stellen wir das Wandern ein
Und wollen noch vom Sommer singen!"

So hab' ich denn in Sonntagsruh'
Die Grüße all' dir hingeschrieben —
Nimm auch den meinen noch dazu,
Du schöne Frau — die alle lieben!

Einst!

Ich ging im Walde
Den alten Steig;
Einst gingen wir beide — —
Mein Herze schweig'!

Es zittert der Herbstwind
Durchs Goldgezweig'!
Einst war es Sommer — —
Mein Herze schweig'!

Heimkehr.

Es ist der Abend grau verschwommen,
Eintönig zieht der Weg am See;
Hell war der Tag, da ich gekommen,
Nun weht der Sturmwind, da ich geh'.

Gewölk liegt über meinen Sinnen
Und tränend schaut mein Aug' zurück:
So fährt ein stummer Mann von hinnen —
Und hinter ihm liegt Trost und Glück!

Feldein.

Kahles Feld und ödes Land
Und der Wald im fahlen Laube! —
Schweigend streicht am Waldesrand
Übers Feld die wilde Taube.

Wie der Weg so einsam wird
Und so stumm die kühle Erde!
Reglos steht im Feld der Hirt,
Reglos steht um ihn die Herde.

Und im Nebel zieht der Wind
Durchs Gezweig', das müde, gelbe. — —
Denkst du mein noch, holdes Kind?
Ist es noch das Feld, dasselbe,

Wo dereinst auf grünem Pfad
Roter Mund das Küssen lernte?
Minne sät so süße Saat,
Aber Kummer ist die Ernte!

Erinnerungen.

Hast du es schon vergessen?

Hast du es schon vergessen
Dies Stüblein, still und klein,
Wo ich bei dir gesessen
Im webenden Sonnenschein?

Kein Schritt klang an die Pforte,
Es war so tiefe Ruh';
Da klangen selige Worte —
Und selig lauschtest du,

Hinaus ins Bergblau lugend,
Die Augen himmelwärts —
O, wie die Wonne der Jugend,
So floß es über dein Herz! — — —

Und alles das verdorrte
Und alles das verblich:
Der Sonnenschein, die Worte,
Dies Jugendglück — und ich!

Ruhezeit.

Nun ist sie fort, die mir gefangen
Die Seele hielt! Ich geh' im Wald!
Es streift der Berghauch mir die Wangen
Und lauschend hör' ich's, wie es schallt:
„Ward dir auch Leid von süßen Frauen,
So trage nur dein Leid hinaus
In Tannengrün und Himmelsblauen;
Da streck' dich hin und — ruh' dich aus!"

Ich streck' mich hin — ins Moos und schweige;
Und mit den heißen Augen schau'
Ich in die wundergrünen Zweige
Und in dies sehnsuchttiefe Blau;
Das ist ein Weben, Funkeln, Singen! —
Doch all der Sang ist stumm für mich.
„Nun ruh' dich aus!" so hör' ich's klingen —
Kann ich denn ruhen — ohne dich?

Im Dunklen.

Du vermißt mich nimmer,
Du verstehst mich nicht;
Nur ins heiße Leben
Schaut dein Angesicht.

Und mit Herzenslauten,
Daß mein Herz fast brach,
Rief ich doch vom Schlummer
Deine Seele wach!

Und in Herzenstreue,
Die sich selbst vergaß,
Hab' ich dich geliebet
Ohne Ziel und Maß!

Nun ist öd' mein Zimmer
Und verlöscht mein Licht —
Du vermißt mich nimmer,
Du verstehst mich nicht!

Nicht daheim!

Mein süßes Lieb, wo weilest du,
Darf ich dich nicht umfangen?
Dein Haus ist zu, dein Herz ist zu —
Ist alles schon vergangen?

Der Schmerzensklang, der Freudenruf,
Den ich dir einst gesungen?
Die Welt voll Glück, die ich dir schuf,
Ist alles schon verklungen?

Es kommt wohl einst ein Tag ins Land,
Da bist du ohn' Geleite;
Da fliegt der Herbstwind übern Sand,
Da schaust du leer ins Weite.

Die Augen beide gäbest du,
Könnt' ich dich dann umfangen;
Doch dann sind meine Augen zu —
Ist alles schon vergangen!

Jahreszeiten.

Als hoch das Feld in Blumen stand
Und als die Schwalbe flog ins Land:
Da blühte sie empor in mir
Die Liebe, schöne Frau, zu dir.

Und wie der Tag am längsten war,
So blau und heiß, so sonnenklar:
Da war die Liebe heiß und hoch
Und ich war selig — weißt du's noch?

Dann ward es Herbst, die Schwalben zieh'n —
Und schweigend zogst auch du dahin;
Und wie das Laub vom Baume sank:
Da war ich stumm, da war ich krank!

Das ist der Liebe alter Gang,
Sie geht so tief, sie geht so lang!
Nun kommt der Winter und der Schnee,
Ich geh' zu Grund' an ihrem Weh!

Sie haben mich vertröstet . . .

Sie haben mich vertröstet:
„Geduld' dich nur der Zeit,
Laß nur die Zeit vergehen,
Mit ihr vergeht das Leid!"

Ich sah den Sommer schwinden,
Der war so heiß und grün;
Ich sah im kühlen Herbste
Die letzten Blumen blüh'n.

Ich schau' hinaus durchs Fenster,
Wie's windet und wie's schneit —
Die Zeit ist all' vergangen,
Doch wann vergeht das Leid?

Einsame Tage.

(Frauenlied.)

Nun bist du fortgegangen;
Doch schwankt das Herz mir nicht,
Zerteilt in Lieb' und Bangen,
In Dämmernot und Licht.

Ich will die Stirne neigen
Und trag' die lange Frist;
Ich weiß, du bist mein eigen,
Wo du auch gehst und bist.

Still wird's in meinem Herzen
Wie im geweihten Dom,
Wenn man verlöscht die Kerzen
Beim letzten Orgelstrom.

Der Sonntag kehrt ja wieder,
Mein Sonntag, der bist du!
Ich schlag' die Augen nieder
Und warte dein — in Ruh'!

Geigenklänge.

Müd' ist mein Licht und müd' mein Blick,
Mein Stüblein füllt beklomm'nes Schweigen;
Fernhin klingt spielende Musik:
Der Sang der Welt, der Klang der Geigen!

Und klingend zieht mir's durch das Herz:
Das Glück! — wie ich dich einst gefunden
Und wie ich dich verlor — der Schmerz! —
Wie glühen diese stillen Stunden!

Es flimmert feucht um meinen Blick,
Erinn'rung zieht den leisen Reigen;
Fernhin klingt spielende Musik:
Der Sang der Welt, der Klang der Geigen!

Frauenklage.

Nun bist du fort — der Winterschnee
Liegt über dem weitem Lande;
Ich bin daheim, ich komm' und geh' —
Mein Tun vergeht im Sande.

Ich nehm' die Spindel wohl zur Hand
Früh' mit der Morgensonnen,
Doch wenn der Mittag kommt ins Land,
Dann hab' ich nichts gesponnen!

Ich bin vor meinem alten Buch
Zur Dämmerzeit gesessen;
Doch hab' ich auch den besten Spruch
Am Abend schon vergessen!

Nun bist du fort — so weit, so weit! —
Wie hart ich dich verliere! — —
Nun setz' ich mich zur Schlafenszeit
Zum heißen Herd und — friere!

Versunken.

Versunken bin ich ganz darinnen,
In dieser stillen Winterwelt,
Bis in mein Schaffen und mein Sinnen
Mit einmal dein Gedenken fällt!

Ich horche auf! — Was ist erklungen?
Ich fühl's, wie meine Wangen glüh'n;
Mir träumt: ein Vogel hätt' gesungen
Und alle Welt wär' wieder grün.

Wintergruß.

Nur einen grünen Tannenzweig
Bring' ich dir heim vom Wandern heute;
Ich brach ihn an dem Waldessteig,
Wo ich einst ging an deiner Seite.

Ich taucht' ihn in die blaue Flut,
Wo ich dereinst mit dir gezogen
In Sommersglut, in Herzensglut —
Spürst du den Gruß von Wald und Wogen?

Denn wie der Bergsee, tief und kühn,
So flutet stürmend meine Liebe,
Und wie der Zweig da bleibt sie grün,
Wenn es auch ewig — Winter bliebe.

Nachruf.

Du zogst dahin aus jenem Lande,
Wo einst die Bergwelt uns umblaut',
Allein steh' ich am Waldesrande,
Wo einst wir zwei ins Tal geschaut.

Es rauscht der Wind im welken Laube,
Wo ich dich einst im Grün geliebt —
Doch meine Seele stärkt der Glaube:
Daß es im Leben Blüten gibt,

Die ewig blühen im Vergehen
Der Jahreszeiten und der Zeit —
Und wem ihr Wunder je geschehen,
Der ist gestärkt — in Ewigkeit!





Ein Winter-Idyll.





Vorwort des Herausgebers Paul Heyse.

Diese wenigen Blätter enthalten das ganze dichterische Vermächtnis des so früh dahingeschiedenen Freundes. Wohl finden sich in seinen Notizbüchern eine Menge stenographischer Entwürfe, wie er sie auf der Wanderung in einsamen Stunden, vielleicht auf langen Eisenbahnfahrten, zum Teil in eigen erfundenen Zeichen niederzuschreiben pflegte. Doch wenn auch der Schlüssel zu allen gefunden würde, schwerlich wäre zu hoffen, daß noch eine reiche lyrische Nachlese zu dem, was er selbst bereits veröffentlicht, die Mühe belohnen würde. Was eine reife Gestalt gewonnen hatte, pflegte er nicht lange zurückzuhalten. Und da er beständig von den verschiedensten Seiten um Neues gebeten wurde und gerne gab, kam er nie dazu, einen großen Vorrat fertiger Gedichte in seiner Mappe zu sammeln.

Das „Winter-Idyll" hat er besonders geliebt. Er trug das schmale Heft der sorgfältig abgeschriebenen einzelnen Blätter fast immer bei sich und es war ihm Bedürfnis, seinen vertrauteren Freunden daraus vorzulesen. Dann achtete er sorgsam auf den Eindruck, den das Gelesene hervorrief, suchte sich kritische Bemerkungen zu nutze zu machen und sprach von dem, was er noch hinzudichten wolle, um das kleine Werk vollends abzurunden.

Denn als habe die Ahnung eines frühen Todes ihn schon mitten im frühesten Lebensglück überkommen, fühlte er sich getrieben, in diesem Idyll die Summe des Besten und Tiefsten

niederzulegen, was sein Herz lebenslang bewegt, all' denen ein warmes Wort des Dankes zu sagen, die ihm Liebe entgegengebracht, alle die teuren Gestalten unter seinem ländlichen Dache winterlicher Abgeschiedenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken. Auch der Brüder sollte noch gedacht werden, wohl auch der Freunde, die hier draußen manchen fröhlichen Tag mit ihm zugebracht, und endlich „dieser Lebensgang eingefügt" werden „in den Zusammenhang uralten Lebens," in Betrachtungen, die das Gedicht erst auf seine letzte Höhe geführt haben würden. Der Tod trat dazwischen. Dichtung und Leben sollten Fragment bleiben. Wer aber den sinnigen, liebevollen und liebenswürdigen Geist des Frühgeschiedenen aus lebendigem Verkehr oder auch nur aus seinen Dichtungen kennen gelernt, wird ihn hier mit tiefer Rührung in seiner ganzen seelenvollen Schlichtheit und hingebenden Wärme wiederfinden und auch die Lücken, die er selbst empfand, werden den Eindruck des Ganzen nicht beeinträchtigen können.

Nur wenige Stellen erforderten eine geringe Nachhilfe wie sie der Dichter selbst für nötig erachtet hätte, wenn es ihm noch vergönnt gewesen wäre, die Korrekturbogen durchzusehen. An anderes, was er zu ändern beschlossen hatte, durfte nicht gerührt werden. Ein Abschiedswort an das Leben, wie es hier vorliegt, wendet sich an das Herz derer, die es empfangen, nicht an den kritischen Verstand, und selbst die Spuren der mangelnden letzten Vollendung erneuern das schmerzliche Gefühl, daß die Hand, die diese Blätter beschrieb, nun für immer erkaltet ist.

U. A. w. g.

„Ich bin untröstlich, gnäd'ge Frau! Soeben
Kommt Ihr Billet für Sonntag zur Soirée;
Wie schrecklich, daß ich mich gezwungen seh',
So schönen Händen einen Korb zu geben!
Doch leider muß ich morgen schon verreisen —
Notwend'ge Pflichten ... und die Not bricht Eisen."

„Ein kleiner Kreis nur," wie Sie freundlichst schrieben,
„Von lauter Menschen, die sich wirklich lieben,
Wird sich versammeln." — „Daß ich fehlen muß!
Denn kleine Kreise sind mein Hochgenuß.
Ich kann mir's denken, wie Ihr blauer Saal
Sich reizend macht im sanften Kerzenstrahl,
Und mit den Damen all', den schönen, jungen —
Und neue Lieder werden auch gesungen!
Und beinah' glaub' ich — Ihr Pariser Kleid
Mit schwarzem Schmelz wird auch dort eingeweiht.

Ach, wie entzückend muß es Ihnen stehen
Mit roten Nelken — und ich soll's nicht sehen!

Ich merk' es wohl: ich bin ein Unglückskind,
Wie es nun einmal die Poeten sind.
Wo andern Freude winkt, winkt ihnen Qual."

„Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl
Und glauben Sie, ich weiß, was ich verliere!
Doch kann's nicht sein! Mit tausend Dank
Der Ihre."

Nächtliche Fahrt.

Sein könnt' es wohl! Mich aber kränkt die Fülle
Der bunten Welt mit ihrem Lärm und Wahn;
Da wandelt's manchmal mich verlockend an,
Daß ich mich spät noch in den Mantel hülle
Und einsam flüchte in mein bergig Land.
Das schläft so tief in seinem Schneegewand;
Eis liegt im Walde, Friede auf den Hütten,
Und übers Feld hin fliegt mein off'ner Schlitten.
Der Rapp' greift aus, 's ist um die Weihnachtszeit,
Der Himmel funkelt hochgewölbt und weit;
Kristall'ner Frost blitzt durch das Waldgeheg,
Die scheue Wildspur kreuzt den stummen Weg,
Scharf streift der Nachtwind mir ums Angesicht.

So geht's dahin — nur ab und zu ein Licht,
Wo noch ein Mägdlein auf den Liebsten harrt
Und auf das Glück, das ihr verheißen ward.

Dann kommt das Dorf, die braune Häuserreih' —
Sie schlafen alle — und ich flieg' vorbei,
Bis wiederum der freie Pfad sich weitet:
Hoch ragt ein Lindenbaum und leise gleitet
Durch sein Gezweig der stumme Mondenschein.
Der Rappe hält und knirscht in seine Zügel —
Da steht ein Haus, dicht unterm Waldeshügel,
Still und verschlafen — und dies Haus ist mein!

Im Hausflur.

„O Gott, so spät noch!" rief entsetzt die Alte,
Als sie die Finger um die Klinke krallte.
„Seid Ihr denn nicht erstarrt am Weg hierher?
Erwartet hätt' ich Euch heut' nimmermehr,
Zu solcher Stund', in solchem Schnee rundum —
Da gehen all' die bösen Geister um!"

Ich aber sprach: „Noch ist es ganz geheuer.
Jetzt geh' hinauf und mach' ein gutes Feuer!"
Die Alte ging; ich sah mich schweigend um,
Es war so winterselig hier und stumm:
Eisblumen deckten Schloß und Riegel ganz
Und woben glitzernd mir den Willkommkranz;
Tief in dem Hausflur stand die grüne Bank,
Darauf die Nelken, die einst rot und schlank
Im Sommerduft vor meinem Fenster hingen.
Ich hör' den Brunnen seine Weise singen,
Am Hirschgeweih hängt noch der Hut verwahrt
Mit welken Blumen von der letzten Fahrt.

So spür' ich rings die holden Lebenszeichen,
Doch alles schläft den tiefen Schlaf, den weichen,
Und auch die eigne Seele wird mir weich.
Die Treppen steig' ich leis empor beim Schimmer
Des kleinen Lichts ... in meine alten Zimmer —
Mir ist's, als stieg' ich in ein Himmelreich!

Erinnerungen.

Und ist's nicht eins, wo sich das Herz umklungen
Von allem Tiefsten fühlt, was es erlebt,
Wo es im Hochgefühl des Daseins bebt
Und leiser atmet in Erinnerungen?
Das ist die Stätte, wo ich einst als Kind
Die Träume träumte, die die schönsten sind,
Wo ich als Knabe stürmte oder sann
Und stilles Waldgrün heimlich lieb gewann,
Wo ich gekämpft in mancher heißen Nacht
Den Herzenskampf, der uns zum Manne macht!
Hier stählt' ich wandernd meine jungen Glieder;
Hier sah die Liebe mir ins Herz hernieder;
Hier bot die Muse mir den ersten Kuß,
Daß ich mein Lebtag' nun ihr dienen muß.
Was ich genoß, geduldet und errungen,
Es ist zu tiefst in dieses Heim verschlungen!
Und nun im Sternglanz dieser Winternacht,
In dieser Waldruh' hat es doppelt Macht,
Daß alte Bilder aus der Tiefe steigen
Und mich umdrängen wie ein Liederreigen.

Wieviel, was selig schien, war doch vergebens!
Nur eines gibt es, das bleibt ewig jung,
Und keiner nimmt's — du bist's, Erinnerung!
Du bist die Patina am Erz des Lebens!

Gutes Quartier.

Dieweilen so an stillem Feuer sich
Mein Herz erwärmte, lodert mächtiglich
Das laute Feuer schon im dicken Ofen
Und eifrig schürt's die emsigste der Zofen.
Sie zählt umsonst zum schöneren Geschlecht,
Doch rückt sie sorgsam Tisch und Stuhl zurecht,
Und daß ich bliebe nicht so ganz allein,
Stellt sie vor mich den gold'nen Funkelwein,
Den Vater Rhein mir einstmals übersandt
Für ein Gedicht — durch eines Gönners Hand.
Bald fliegen blaue Wölklein durch die Luft:
Das ist der wonnige Havannaduft,
Den mir Freund Crösus stets verehrt aus Bremen;
Der läßt sich die Beräucherung nicht nehmen.
Und aufgeschlagen noch vom letztenmal
Liegt dort das Buch — Gedanken scharf wie Stahl
In gold'nem Griff; es schrieb's der große Weise
Im Herzensreich: „Novellen von Paul Heyse."
So mein' ich fast, mir ging's nicht allzuschlecht,
Und daß ich abgesagt, war dennoch recht.
Man hat nicht viel von einem, der nur schweigt,
Nur eine Nummer mehr, die sich verneigt.

Viel besser sitz' ich hier zurückgelehnt
Und lausch' dem Zauber, der das Herz mir dehnt.

„Ob ich nichts brauche?" fragt die Alte jetzt;
Ich hör' es nicht; sie sieht mich an entsetzt.
„Wann sie mich wecken soll — um welche Zeit
Für morgen?" — „Gar nicht," lautet der Bescheid.
„Was ich noch wünsche?" . . . „Daß sie sich empfehle!"
Da trollt sie fort, die gute, treue Seele,
Die ich heut' nacht um ihren Schlaf betrog!
Es hallt ihr Schlappschuh und ihr Monolog
Noch auf der Treppe nach gewohnter Weise.
„Ein sonderbarer Herr!" . . . verklingt es leise.

Kinderzeiten.

Ach, sie hat recht — ja, ich bin sonderbar
Und war es schon, eh' ich ein Herr noch war.
Schon in der Jugend frohem Lichtrevier
Sucht' ich so gern die eig'nen Wege mir,
Wo ich im stillen, ohne Führerhand,
Die Menschen fliehend, erst die Menschen fand.
Und ob ich auch darob zu tadeln bin:
Im Eigensinn liegt doch der eigne Sinn.

Und der kam leider schon mit mir zur Welt.
Oft hat die Mutter mir davon erzählt:
Wie ich versucht auf jenen Wiesen dort
Die ersten Schritte und das erste Wort;

Und wie sie abends mich ans Fenster trug,
Daß ich hinaussah nach der Raben Flug.

Und einmal wieder schien die Sonne warm,
Ich saß im Gärtlein auf der Mutter Arm
Und sah ins Blau' und sah hinab zur Erden,
Da frug sie lachend: „Sag', was magst du werden?"
Ein erstes Kind, das man so kindisch liebt,
Man fragt's ja gern schon, eh's noch Antwort gibt.
„Was magst du werden, du mein kleiner Fant?
Gewiß ein Maler oder Musikant?"
Da rollt' die Post vorbei mit hellem Ton.
„Am Ende gar ein kleiner Postillon?"
Doch trotzig schüttelt' ich das winz'ge Haupt,
Das kaum der erste blonde Flaum umlaubt.
„Ja, was denn sonst?" scherzt mir die Mutter vor
Und hebt im Spiel die schlanke Hand empor.
„Zuletzt ein Dichter? — Wart', du arges Blut!"
Da nickt das Köpflein fest und resolut.
Sie aber lacht: — „Schaut nur den Unband an,
Der dichten will und — noch nicht sprechen kann!"

's ist lange her, von dazumal bis heute;
Nun bin ich einer — wenigstens die Leute,
Die sagen es. Doch wenn ich einer bin,
O Gott, wie büßt' ich diesen — Eigensinn!

Im Dialekt.

Es ist um Sunnwendzeit; auf allen Wiesen
Steht noch der erste, hohe Blumenflor;
Die Glocken lugen aus dem Gras hervor,
Die Heckenrosen überm Wege sprießen
Und fröhlich zieht die Herde mit Geläut'
Zur Alm in blaue, stumme Einsamkeit.
Das ist die Wanderzeit in Bergeshöh'!
Und Tage lang zog ich dahin im Walde
Durchs Felsgestein und durch die duft'ge Halde
Und lagerte am klaren Alpensee.
Am Berghang aber, unterm Felsenkar,
Da lagen traut die braunen, kleinen Hütten,
Und wenn ich abends müd' vom Wandern war,
Bin ich so gern durch ihre Tür geschritten.
Es saß am Herd die blonde Sennerin;
Ich aber setzte mich daneben hin,
Auf ihre Wangen fiel der Feuerschein,
Das knisterte so leis; hell klang darein
Ihr Silberlachen, wenn ich dann sie neckte
Und Almenrosen ihr ans Mieder steckte.

Bald schien von allen Bergen in der Rund'
Mir der der schönste, wo ihr Hüttlein stund.
So schien zur Forschung keiner sich zu eignen:
Ich maß den Weg und prüfte das Gestein
Und schließlich trat ich in die Hütte ein . . .
Ich war verliebt — das war nicht mehr zu leugnen!

Und was Poeten, die verliebt sind, tun,
Das weiß man. Ach, es ließ mich nimmer ruh'n!

Fast jeden Tag bracht' ich ihr ein Gedicht
Und las es vor, voll Pathos das Gesicht,
Wo ich „Elisabeth" mein Lisei nannte
Und Tropen brauchte, die sie nie erkannte.
Im Anfang saß sie ganz verdutzt zur Stelle,
Dann warf sie ihren Goldzopf ins Genick
Und lachte schallend — niemals klang Kritik
So überzeugend mir und silberhelle!

Stumm ging ich weg — dann kam's mir wie ein Licht —
(Man sagt ja, daß die Liebe findig macht)
Drum dacht' ich: „Fort mit dieser Tropenpracht!
Sprich doch zu ihr so, wie sie selber spricht!"
Da stellt' ich in den Stall den Pegasus,
Noch angeschirrt à la Virgilius,
Und fing mir flugs in meinem Herzeleide
Ein schmuckes Bauernrößlein von der Weide.
Mit einem Juhschrei hab' ich's angetrieben
Und 's erste Lied — im Dialekt geschrieben. —

Als ich zur Alm kam und vom steilen Grat
Ins Felskar stieg, den alten, kühnen Pfad,
Da stand die Sennerin im Wiesengrunde
Und jauchzt' empor, die Hand am roten Munde.
Und wieder trat ich in die Hütte ein;
Mir war zu Sinn, als wär' sie doppelt mein:
Dies ruß'ge Dach und dies Gerät, das blanke,
Dazu das Mägdlein, das gelockte, schlanke,
Der Hausaltar mit den gewohnten Zweigen ...
Als wär' dies Leben nun erst ganz mein eigen!
Durch das Gebälk flog feines Sonnenlicht,
Am Herde lehnend horcht' auf mein Gedicht
Die blonde Sennin — mir erschien es schlecht —
Sie aber jauchzte: „Jetzt, ja, jetzt ist's recht!"

Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm —
Das war ein Kuß, so herzig und so warm!
Wie Walderdbeeren hat der Kuß geschmeckt;
Ich spür' ihn noch. — So lernt man Dialekt!

An meinen Vater.

Wie still es ist! — Und durch dies stille Zimmer
Strömt nur die Wärme und der Lampenschimmer;
Da ruhen meine Blicke auf den Wänden:
Hier hängt ein Bild aus römischen Geländen
Und dort noch eins; es hängt im matten Licht. —
Wie fein das Haar ist und das Angesicht!
Das Kinn ruht leise in der schmalen Hand,
Indes das Aug' ein schaffend Sinnen kündet: —
Du bist's, mein Vater, der dies Haus gegründet,
Den ich verlor, noch eh' mein Geist dich fand!
Und meine stummen Träumerei'n versenken
Sich in dein Bild und in dein Angedenken.

Als Kind nur kannt' ich dich — und das ist lang!
Da weiß ich dich, vor deinen Bildern stehend,
Die Menschen immer mit der Seele sehend,
Dieweil ich selbst noch durch die Wiesen sprang.
Wie war's auch dir so wohl auf dieser Flur,
Hier, wo die Bergluft dir die Farben mischte,
Wo deine Kunst sich an dem Born erfrischte,
Der alle Kunst umschließt, an der Natur!

Und jeden Morgen, eh' dein Werk begann,
Gingst du ein Stündlein noch durch Feld und Tann,
Und mit dir trat die Mutter aus dem Tor,
Ein Buch im Arm, und las am Weg dir vor;
Am Ahornbaume ließet ihr euch nieder,
Den du gepflanzt, an deinem Lieblingssitz.
Bald waren's Heines oder Uhlands Lieder,
Bald Voltaires Briefe an den alten Fritz.
Dann ward geplaudert noch im Sommermorgen
Von Haus und Kindern und von Glück und Sorgen.

Du hast wohl viel von großer Welt geseh'n,
Gewalt'ge Männer und der Schönheit Fee'n
Und nachgebildet ihre Prachtgestalten.
Dem großen Goethe trat dein Schaffen nah;
Der Löwenkopf, der die Eroica
In sich trug, hatte vor dir still gehalten;
Es haben Zar und Kaiser dich gerufen,
Du sahst so manchen Thron mit gold'nen Stufen —
Doch deine Sehnsucht blieb das stille Grün.
Da konnte sich dein Wesen ganz ergeben
Der schönen Schlichtheit und mit freud'gem Leben
Sahst du dein Feld und deine Kinder blühn.
Und wenn auch müd' manchmal der Geist dir war
Von all' dem Fleiß und dem ergrauten Haar,
Für deine Kinder warst du stets bereit.
Wie scherztest du mit uns, den muntern Knaben,
Ob's uns auch schmeckt, was wir zu lernen haben,
Und was wir denken all' die lange Zeit?
Du hattest in dein Leben aufgenommen
Das schöne Mahnwort: „Laß die Kleinen kommen!"
Und manchmal nur sprachst du halblaut, gerührt:
„Ob ich's erleb', wohin ihr Weg sie führt?"

O Vater, Vater! Warum bist du fort,
Eh' du's erlebt? Wie hätt' mein feurig Wort
Von Mann zu Mann dich noch gegrüßt so gerne!
Nun grüß' ich dich durch grenzenlose Ferne
Aus jenem Heim in stiller Winternacht,
Das deine Liebe mir so lieb gemacht.
Herangewachsen ist dein jung Geschlecht;
O, dürft' ich einmal nur noch Zwiesprach pflegen
Mit dir, ein Buch in deine Hände legen
Und leise fragen: „Vater, ist dir's recht?" — —
Was dank' ich dir! — Das kommt erst spät zu Tage,
Doch dünkt mich Undank jedes Wort der Klage.
Hast du genug nicht mir von dir gelassen?
Dies warme Herz, dies lauschende Erfassen:
Dein Erbe ist's, du nahmst mit dir hinüber
Nur deiner Augen, nicht der Seele Blick.
So ging ein Keim von tausendfachem Glück
Aus deinem Herbst in meinen Frühling über.
Was dank' ich dir! Du hast zum geist'gen Schaffen
An mich vererbt den Willen und die Waffen.
Und was an Kampf das Leben auch beschere,
Ich will sie führen — Vater, dir zur Ehre!

An meine Mutter.

Der Mühen größtes Teil blieb freilich dein
Vorerst, mein teures, tapf'res Mütterlein!
Denn das will Arbeit, bis drei wilde Knaben
Die rechte Zucht bei rechtem Frohmut haben

Und bis heranwächst unter Frauenhand
Ein richt'ger Mann für Haus und Vaterland!
Du hast's vollbracht! Mit deinem klaren Blick
Hast du uns fest durch allen Sturm geleitet;
Was immer kam — dein Arm war ausgebreitet,
Dein Herz erlebte unser Leid und Glück.
Das spürten wir schon in den frühen Jahren,
Wo sich die griechische Grammatik schwer
Auf junge Seelen legt nebst einem Heer
Von sonst'gen Kümmernissen und Gefahren!
„Nur frischen Mut! Es muß der Mensch sich plagen,"
So hörten wir dich oft mit Lächeln sagen,
Und früh beim Lichte standest du schon auf
Zur Winterszeit, damit des Lernens Bürde
Dem emſ'gen Schüler hold erleichtert würde,
Und führtest abends selber uns hinauf.
Und schloß der letzte dann die Mappe zu
Mit müden Augen — dann erst schliefst auch du.
Du warst so zart; wir haben's oft gemerkt,
Wenn du tief atmetest beim Abendkuß;
Doch hat die Seele dir den Leib gestärkt,
Denn man kann leben, wenn man leben muß!
Und über allem Schaffen, Sorgen, Schauen
Lag leuchtend warm dein endlos Gottvertrauen.

Und doch war das noch eine leicht're Zeit;
Denn and'res Lernen hält uns noch bereit
Des Lebens Drang, des Herzens Sturmgewalt,
Wo jede Lehre sich mit Herzblut zahlt.
Wie warst du da so fest und gut und klar,
Du wußtest alles, was mit jedem war,
Und hast mit jedem seine stille Not
Durchkämpft: den Zweifel, der dem Schaffen droht,

Den Kummer, der ein junges Herz bedrängt,
Wenn es zuerst an jungem Herzen hängt —
Wem wär's erspart, dies alles zu erleben!
Doch so es teilen — wem ist das gegeben?

Und als wir endlich unsre Wege fanden,
Beruf und Ziel — wie hast du uns verstanden,
Wie lebte sich dein Sinn, der feine, schöne,
Hinein ins Tun und Denken deiner Söhne!
Wir haben alles mit dir durchgesprochen,
Die frohen Feste und die sauren Wochen,
Und manches Wort war ein lebend'ger Keim.
Du hast uns nie beengt daheim gehalten,
Denn Männer müssen in der Fremde schalten.
Doch unser Herz blieb überall daheim.
Gern kam ein jeder von der Wanderfahrt
Und baute sich sein Haus nach eig'ner Art,
Besorgt, für Weib und Kind sich einzurichten.
Da sahst du freundlich auch dies Neue an
Und sprachest still: „Mein Tagwerk ist getan
Und Mutterliebe kennt ja das Verzichten!"
So folgt dein Auge unsern Lebenswegen
Und deine Nähe ist ihr Schutz und Segen. —

Nun bist du bei uns in dem kleinen Haus
Allsommerlich — und ruhst vom Leben aus
Im Lehnstuhl, droben in dem blauen Zimmer,
Die milden Züge so gedankenklar,
Das Herz so warm, wenn dir das dunkle Haar
Die Sonne streift mit ihrem Abendschimmer.
Und auf dem Schemel dir zu Füßen ruhen
Die Enkelkinder neben deiner Rast

Und strecken sich in ihren kleinen Schuhen:
„Ob du nicht noch ein schönes Märchen hast?“
Sie haben dich wie eig'ne Kinder lieb;
Du aber streichelst sie und träumst daneben
(Wie es einst Andersen ins Buch dir schrieb):
„Das schönste Märchen ist das Leben.“

Das Leben, ach! — O Mutter, bleib' am Leben!
Spinn' noch dies schöne, alte Märchen fort
Und teil' mit uns, was du uns ja gegeben!
Es ist so traut im alten Lehnstuhl dort,
Wenn ich die Hände leg' in deine Hände,
Wenn sich dein Herz auf alte Zeit besinnt;
O, sag': „Noch ist das Märchen nicht zu Ende!“ —
Und ich will lauschen — wie ein selig Kind.

Meinem Weibe.

Mein holdes Weib, mit deinen sonn'gen Augen
Und deiner klaren, warmen Herzensruh' —
Viel mag zu flücht'gem Glück dem Manne taugen,
Wer aber taugt zu ew'gem Glück wie du?
Du, der die Güte von der Stirne leuchtet,
Du, der das Mitleid still die Blicke feuchtet!
Weltfroh und doch der Weltlust ganz entrückt,
Die nur ein Glück kennt — daß sie mich beglückt!

Auch dich, mein Liebling, hab' ich hier gefunden,
Dein schönes Antlitz und dein weich Gemüt,

Hier, wo mir alles Gute je erblüht.
Gedenkst du noch der hellen Maienstunden?
Ihr war't die ersten frühen Sommergäste,
Du und die Deinen, in dem holden Neste;
Im Herrenstüblein saßen wir beim Wirt
Allabendlich, zu zehnt, zu sechst, zu viert:
Der zeitunglesend, jener schlummertrunken,
Du mit der Arbeit — und ich selbst versunken
In deinem Anblick, während tief und still
Die Wanduhr tickt' — — das echte Landidyll!
Und unser Schifflein, denkst du denn auch dies?
Das weiße Schifflein, wie's vom Ufer stieß?
Ach, jeden Morgen, wenn die Berge glänzten,
Fuhr ich hinaus mit meiner kleinen Fee!
Die Wasserlilien spiegelten im See
Und an dem Ufer, an dem baumumkränzten,
Zog unser Kahn. — Wie war dies Blau so klar,
Wie leuchtete dein blondes, offnes Haar,
Wenn du vom Steuer dich herniederbogest
Und Schilf und Rosen aus der Tiefe zogest
Und wenn sich stumm die dunkelgrünen, langen
Seeblumen über deine Hände schlangen!
Dein Arm, dein Schoß war ganz damit bedeckt;
Die Wasserrose in das Haar gesteckt,
Und leise singend, saßest du an Bord,
Ich sah das Schilf im Morgenwind sich wiegen,
Es rauscht der Kiel, das Schifflein gleitet fort —
Ist eine Nixe mir ins Boot gestiegen? .

So war dein Bild; ich bebte stumm und sann, —
Ein lachend Kind und ein verträumter Mann!
Und einmal wieder fuhren wir hinaus;
Der Tag war hell; doch du sahst ernster aus

Als sonst; im Wasser spielt' der Sonnenschein —
Da brach die Kraft. Wir waren so allein,
Da fing ich an, von süßem Leid zu sagen,
Von bangen Nächten und von sel'gen Tagen,
Und wie's mich ruhlos durch die Welt hin triebe,
Und von dem Schönsten auf der Welt — der Liebe.

Doch immer bleicher ward dein Angesicht
Und gleich der Seeflut regtest du dich nicht,
Nur leise Tränen perlten dir herab.
Wir blickten stumm ins feuchte Grün hinab.
„Auch du bist elend — du, mein Sonnenkind,
(Sprach ich halblaut) wie wir es alle sind?
Schweig' nur, ich weiß es, deine Ruh' ist Trug,
Dein Herz schlägt nimmer, wie es eh'mals schlug,
Sturm ist darinnen, ob der Tag auch blaut.
Dich hab' ich lieb, o Gott, o Gott, mir graut,
Lieb, wie kein Menschenherz dich lieben kann,
Und wen hast du lieb? — — Der glücksel'ge Mann!"
Da fuhr das Schifflein auf den grünen Strand,
Auf meinem Hals lag eine weiße Hand
Und meine Lippen schloß ein sel'ger Kuß.
„„So laß mich sagen, was ich sagen muß,
(Sprachst Du ganz leis) — nun bin ich ewig dein!
Was fragst du noch? — Kann's denn ein and'rer sein?""

Fern wie ein Traum liegt jener Sommermorgen —
Und längst geworden sind wir Weib und Mann
Und teilen Lebensglück und Lebenssorgen;
Hier aber war's, wo unser Glück begann. —

Und überall regt sich dein liebes Walten,
Selbst auf dem Tisch da, auf dem blanken, alten,

Vor dem ich sitze, spür' ich deine Hände.
Wie sorgtest du, eh' du gegangen bist,
Daß ich in allem, was jetzt um mich ist,
Im Winter selbst den Liebesfrühling fände!
Noch ist der Tisch mit einem Strauß geschmückt
Von grünem Feldklee, den du selbst gepflückt;
Dabei die Schale, um mir aufzuwarten
Mit gold'nen Äpfeln aus dem eig'nen Garten,
Und selbst an meinen Schlaf hast du gedacht,
Denn vor dem Leuchter liegt ein Blatt: „Gut' Nacht!"
Wie dank' ich dir dies Gute, das ich habe:
Das so der Liebe ganzes Frohgefühl
Mir jeden Tag klärt, wär' er noch so schwül!
Das ist der Frauen schöne Gottesgabe,
Daß sie das Kleinste selber uns vergolden
Mit einem Lichtstrahl, einem herzensholden. —

So sitz' ich selig denn am alten Tische —
Der welke Strauß ist mehr als jeder frische —
Und stille sag' ich mir's im Herzen zu:
„Mein guter Stern, mein ganzer Trost bist du!"
Es fällt die Fahrt auf blauer Flut mir ein —
Und leise klingt's: „Kann's denn ein and'rer sein?"

An meine Kinder.

Es spielen meine Hände mit dem Klee . . .
Wenn alle Blumen längst zur Ruh' gegangen,
Steht er mit seinen honigweichen, langen

Feldblüten auf den Wiesen noch am See,
Daß selbst dem Herbst sein stiller Schmuck nicht fehle.
Da fällt mir, ach! — mein eig'nes Kleeblatt ein,
Drei goldgelockte, frohe Kinderlein,
Und wie ein Frühling zieht's durch meine Seele.
Was trägt ein Mensch an Wonne durch die Welt,
Wenn solche Augen in die seinen blicken,
Wenn solche Köpflein ihm entgegennicken,
Lichtfroh, wie Blumen auf dem grünen Feld!

Wohl bin ich oft durch diese Tür' gegangen
Mit Stolz und Demut und in Glück und Bangen,
Doch einer Stunde denk' ich nie genug:
Als ich einst wiederkam an diese Pforte
Und als ich selbst mit leisem Segensworte
Mein erstes Kind von dieser Schwelle trug.
Gewitter war; dann ward es wieder licht
Und von den Zweigen träufelte der Regen
Ihm in das kleine, schlafende Gesicht —
Vom Weihbrunn der Natur empfing's den Segen.
Mein Aug' erglänzte und mein Herze schlug,
Wie ich's durch die bekränzte Türe trug:
So ziehen hier nun schon die Enkel ein,
O Heimat, Heimat, all' ihr Herz sei dein!

Mein kleines Elslein aber blieb im Schlaf
Und seine junge Mutter sprach: „Wie brav,
Wie lieb sie ist, wie ihre Grüblein lachen!"
Du schlummernd Herz, wie wirst du einst erwachen?
Wir hatten muntre Arbeit mit der Kleinen
Und sahen still die Menschenknospe blüh'n.
Oft stand die Wiege ganz im Lindengrün —
Ihr aber wollt' es fast zu einsam scheinen.

Denn übers Jahr da zog ich wieder ein
Und trug durchs Tor ein blondes Schwesterlein.

So mehrt sich die lebend'ge, kleine Habe,
Wir nannten's Dorothea — 's klingt so weich! —
Der Name schon heißt eine „Gottesgabe" —
Und Haus und Herz ward daran froh und reich.
Das darf ich dir, mein kleiner Schatz, nicht sagen,
Ich muß es schweigend in der Seele tragen;
Doch hier in winterstiller Einsamkeit
Regt aller Zauber sich von Glück und Leid,
Da spür' ich's erst, was in dir lebt und sinnt:
Du bist mein Ebenbild, nicht nur mein Kind.

So gingen Jahre hin — ein stiller Kranz! —
Und über ihnen lag der Jugendglanz,
Womit die Kinder Haus und Zeit uns füllen.
Wir sah'n die Knospen leise sich enthüllen,
Bis ich erfuhr, wie wahr das Sprichwort sei:
Der guten Dinge wären allzeit drei.
Ich schrieb ein Liederbuch — aus Bergesland —
Um jene Zeit, vom alten Eliland,
Und träumt' so lange von Frau Irmingard,
Bis aus dem Traum auf einmal Wahrheit ward.
Denn wie die Lieder stattlich vor mir liegen,
Lag auch ein Töchterlein in unf'rer Wiegen,
Das off'ne Buch legt' ich mit leiser Hand
Hinein und hab' sie Irmingard genannt.
Sie hat wohl wenig von der holden Nonne
Auf Frauenwörth — das sind wohl tausend Jahre! —
Nichts als die Schönheit und die gold'nen Haare
Und — (fürcht' ich fast) die Sehnsucht nach der Sonne.
Wenn sie manchmal auf meinen Knien sitzt
Und mit den Augen mir entgegenblitzt,

Die man mit keiner Farbe nennen kann,
Wenn sie die Schwesterlein so trutzig meistert
Und aufflammt zornig oder hell begeistert:
Da ist mir's oft, als stünd' auch sie im Bann
Der Leidenschaft, die mich emporgehoben
Zum freien Flug — als wär' in ihr Geschick
Von meinen Träumen was hineingewoben,
Als trotzte dieses Lächeln mit dem Glück,
Als würd' auch ihr noch manche Stunde hart,
Bis aus klein Irmlein wird Frau Irmingard.

Mein gold'nes Kleeblatt, euer Glück im Leben,
Wie oft bedenk' ich's! Könnt' ich es euch geben
Aus jenem Strom, der heute wogt da drinnen!
Doch das muß jeder erst sich selbst gewinnen.
Noch habt ihr's ja! — o sonnt euch in dem Licht
Der Jugendzeit, die alles noch verspricht!
Noch habt ihr's ja, wenn ihr im Wiesengrün
Hier spielt und springt, wenn alle Blumen blüh'n
Für euch allein, und wenn dies kleine Haus
Von eurem Wort schallt, eurem Ein und Aus!
Da sah ich manchmal euch in Schwermut zu,
Doch alle Sorgen legten sich in Ruh';
Denn ach, mir ward, wenn ich euch so gesehen,
Ihr müßtet hell durchs ganze Leben gehen,
Als breitete dies Heim, das euch beschieden,
Das eure Eltern so voll Glückes sah,
Auch um euch selber ew'gen Schutz und Frieden!

Was träumt' ich denn am alten Tische da?
Was doch nicht alles aus dem Schnee erwacht!
Mein gold'nes Kleeblatt — gute, gute Nacht!

Epilog.

Mich dünkt es, Mitternacht ist längst vorbei;
Wie zittert es durch diese Luft voll Schweigen,
Als ob Musik darin gefangen sei,
Von fern begleitend meine Bilderreigen!
Ich aber streiche von der Stirn die Haare.
Was hat das eig'ne Herz mir hier erzählt?
In einer Stunde — das Geschick der Jahre,
In einem Winkel — allen Traum der Welt!
Und mit der Brust, die sich ins Weite sehnt,
Hab' ich mich schweigend an die Tür' gelehnt
Und öffne jetzt die Flügel alle zweie
Und tret' hinaus auf den Balkon, ins Freie.

Da liegt die große, stumme Sternennacht
Und schweigend seh' ich in die Himmelspracht
Der Lichtmilliarden, die kein Wissen zählt,
Ins ew'ge Weltall und den Geist der Welt.

O, wie das zuckt und funkelt riesenweit,
Wie Licht geword'nes wildes Glück und Leid,
Als blitzten die Gedanken der Millionen,
Die in die Sterne schauten seit Äonen,
Sehnsüchtig fort durch diese Ewigkeit!

Da drüben aber liegt im tiefen Schnee
Das kleine Dorf; ans Ufer rauscht der See,
Wie er Jahrtausende umrauscht die Au'.
Die Menschen alle ruh'n in tiefen Träumen,
Kristall'ner Reif liegt auf den kahlen Bäumen
Und nur der Kirchturm ragt ins nächt'ge Blau.
Da schlägt es dröhnend auf dem Kirchturm zwei;
Doch niemand hört's, ich steh' allein dabei.
Und wieder greif' ich nach der Stirn, der heißen —
Jetzt fahren sie wohl heim aus der Soirée
Im schlanken Seidenkleid, im crême-weißen,
Und spüren nichts von Sternen und vom Schnee.
Dann aber löst die gnäd'ge Frau ihr Haar
Und denkt: „Wie reizend es heut' abend war!"

Wer hat das beff're Teil davongetragen?
Ich wüßt' es wohl, doch darf ich es nicht sagen.
Stumm war mein Zimmer und mein Weg verschneit,
Doch einsam nicht war meine Einsamkeit,
Da ich mein Herz belauscht als stiller Späher
Und eingefügt in den Zusammenhang
Uralten Lebens diesen Lebensgang,
So schlicht er ist. — — Wer stand den Menschen näher?

Wer hat das beff're Teil davongetragen?
Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
Was ich erlebte? — Doch dann schweig' ich still.
Was ich erlebte? . . . Nichts! — Nur ein Idyll!

Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind erschienen:

Ludwig Ganghofer
Gesammelte Schriften.

Volksausgabe.

Erste Serie.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Inhalt:

Schloß Hubertus.

Der Herrgottschnitzer von Ammergau.

Hochwürden Herr Pfarrer.

Der Jäger von Fall.

Edelweißkönig.

Der Unfried.

Der laufende Berg.

Die Martinsklause.

Das Gotteslehen.

Der Klosterjäger.

Groß-Oktav. In 10 Bände geheftet M. 15.—.
In 5 Doppelbände elegant gebunden M. 20.—.

Dasselbe. Geschenkausgabe auf besseres Papier gedruckt.
Groß-Oktav. In 10 Bände elegant gebunden M. 28.—.

Heinrich Hansjakob
Ausgewählte Erzählungen.

Volksausgabe in fünf Bänden.

Preis: Geheftet M. 7.50, eleg. geb. in Futteral M. 12.—.

Inhalt:

Band 1: **Waldleute.**

Der Fürst vom Teufelstein. — Theodor der Seifensieder. — Afra.

Band 2: **Erzbauern.**

Der Vogtsbur. — Der Benedikt auf dem Bühl. — Der Bur und der Bärle. — Die Buren am Wildsee.

Band 3: **Der steinerne Mann von Hasle.**

Band 4: **Meine Madonna.**

Band 5: **Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. — Kleine Geschichten.**

Aus dem Leben eines Glücklichen. — Aus dem Leben eines Unglücklichen. — Aus dem Leben eines Vielgeprüften.

Jeder Band wird auch für sich zum Preis von M. 1.50 pro geh. Exempl. u. M. 2.40 pro geb. Exempl. abgegeben.

Karl Stieler
Gesammelte Gedichte

in oberbayerischer Mundart.
Mit einem Titelbild von C. Liebich.

Inhalt:

Bergbleamln.
Weil's mi freut!
Habt's a Schneid!?
Um Sunnawend'.
A Hochzeit in die Berg'.
In der Sommerfrisch'.

Preis: Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.

J. V. von Scheffel
Gesammelte Werke.

Mit einer biographischen Einleitung von Joh. Proelß
und einem Titelbild von C. Liebich.

Inhalt:

Biographische Einleitung
von Joh. Proelß.

Ekkehard.
Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

Hugideo.
Eine alte Geschichte.

Juniperus.
Geschichte eines Kreuzfahrers.

Reisebilder.

Episteln.

Der Trompeter von Säkkingen.
Ein Sang vom Oberrhein.

Waldeinsamkeit.
Dichtung.

Bergpsalmen.
Dichtung.

Frau Aventiure.
Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit.

Gaudeamus!
Lieder aus dem Engeren und Weiteren.

Preis: In 6 Bände geheftet M. 9.—, in 6 Bände eleg. geb. M. 14.40, in 3 Doppelbände eleg. geb. M. 12.—.

